

berühmte Palmen- und Gewürzinsel, das Malta des indischen Oceans, bisher von der englischen Regierung behandelt worden ist, die derselben von allen britischen Besitzungen in fremden Welttheilen unstreitig die geringste Aufmerksamkeit und Sorgfalt zugewendet hat.

Man merkt es allenthalben, daß Ceylon ein britisches Krongut und keine selbstständige, unabhängige Colonie ist. Die Mängel der Verwaltung, bei welcher ausschließlich das Mutterland bedacht ist, waren bisher der Hemmschuh für seine Entwicklung. Aber die Engländer haben das vor vielen andern Nationen voraus, daß sie das einmal für nothwendig und nützlich Erkannte auch rasch zur Ausführung bringen, daß sie das Versäumte mit Riesenschritten einzuholen verstehen. In den letzten Jahren sind manche Fesseln gefallen, welche einem lebendigeren Aufschwung der Agricultur und des Handels hindernd im Wege standen. Der Hafen Point de Galle (in neuerer Zeit kurzweg bloß Galle genannt) ist zum Centralpunkt des Dampfschiffverkehrs mit Ostindien, dem malayischen Archipel, China und Australien geworden. Ein Telegraphendraht wird in kurzem von Ceylon bis England reichen, wie er schon jetzt die Insel mit der Koromandel-Küste und Indien verbindet, ein Schienenweg ist auf den commercieell wichtigsten Punkten des Eilandes in Angriff genommen, und so sind die gegründetsten Aussichten vorhanden, daß das berühmte, unvergleichlich schöne Ceylon bald als eine der gedeihlichsten, reichsten und glücklichsten Inseln der Erde, als ein Stern erster Größe auf dem blauen Spiegel des indischen Oceans glänzen werde.

Die wissenschaftlichen Forschungen aller Art, welche in neuerer Zeit auf Ceylon angestellt worden sind, haben, gleichwie über seine Geschichte und Bevölkerung, auch über seine Naturschätze wichtige Aufschlüsse geliefert, und das meisterhafte, bewunderungswürdige Werk, welches eben Sir Emerson Tennent über die Insel veröffentlichte, scheint geeignet manche Vernachlässigung zu sühnen, welche Ceylon und seine Bewohner seit der Besitzergreifung durch die Engländer erfahren mußten.

Alle drei Reiche der Natur umfassend, und die Geschichte der Bewohner von dem sagenhaften Dunkel ihrer ersten Niederlassung bis auf die Gegenwart mit gelehrter Gründlichkeit verfolgend, ist Sir Emerson Tennent's Werk ein wahres Muster einer Monographie, wenschon sich der deutsche Forscher dabei unwillkürlich und nicht ohne Stolz an Karl Ritter's herrliche, gewiegte Abhandlung über Ceylon in seinem classischen Ostasien erinnert; doppelt

verdienstvoll, da jener deutsche Gelehrte den Boden der Insel selbst niemals betreten hat. Es giebt aber auch wenige Punkte der Erde, welche für den Historiker, den Naturforscher, den Dichter und den Nationalökonom eine so unerschöpfliche Quelle des Studiums bieten, wie das romantisch schöne, bald als der Garten der Welt, bald als der eigentliche Sitz des Paradieses — der erste Aufenthalt unserer Stammeltern — gepriesene Ceylon.

Wir haben es hier nicht, wie auf den meisten Südseeinseln, mit einem wilden Volke zu thun, das erst seit dem Erscheinen der Europäer aus dem Zustande der Barbarei auf eine Stufe der Gesittung erhoben wurde, vielmehr begegnen wir allenthalben wie in Ostindien, China u. s. w. einer einheimischen Civilisation, die zwar von der europäischen wesentlich verschieden, aber darum nicht minder schätzenswerth und bewunderungswürdig erscheint. Die Weißen (kaum 7000, darunter 2482 weibliche), welche über einen Flächenraum von 24.700 englische Quadratmeilen zerstreut leben, waren bisher nur wenig im Stande auf die Sitten und Gewohnheiten einer einheimischen farbigen Bevölkerung von 1,726.640 Seelen einen merklichen Einfluß zu üben, und darum hat auch Ceylon, wie überhaupt Indien, vor den meisten britischen Ansiedlungen in fernen Welttheilen den Charakter des Exotischen und Romantischen voraus.

Ein Volk wie die Singhalesen, von so reicher Einbildungskraft, mit einer großartigen Geschichte und einem Cultus, zu dem sich in den verschiedenen Ländern des Ostens an dreihundert Millionen Menschen bekennen, gewinnt an Interesse, je genauer wir es kennen lernen, je mehr wir seine Traditionen, seine Sitten und Gebräuche zum Gegenstande der Forschung machen.

Die Singhalesen oder eigentlichen Eingeborenen (so genannt zum Unterschiede von den anderen Inselbewohnern aller Abstammungen und Rassenhattirungen, welche in den verschiedenen Jahrhunderten sich daselbst ansiedelten und Ceylonesen heißen), werden allgemein für die Abkömmlinge von Hindu-Emigranten gehalten, welche ungefähr fünfhundert Jahre vor Christi Geburt aus Hindostan nach Ceylon gekommen sind, und ihre Regierungsweise und Kasteneintheilung, ihre Künste, Sprache und Religion vom Continent auf die Insel herüberbrachten.

Sie bilden den Kern der Bevölkerung und theilten sich früher in vier Hauptkasten: 1. in die des königlichen Geschlechtes, 2. der Brahminen, 3. der

Kaufleute, Landbauern und Hirten, 4. der sechzig niedern und gemeinen Kasten. Gegenwärtig giebt es auf Ceylon nur mehr die zwei letzteren. Am zahlreichsten ist jene der Landbauern, welche sich jedoch keineswegs mit der Cultur des Bodens allein beschäftigt, sondern sich zugleich den ausschließlichen und erblichen Besitz aller kirchlichen und weltlichen Aemter angeeignet hat. Die Kleidung der Singhalesen besteht in der Regel aus einem turbanartig um den Kopf gewundenen Tuche, und einem langen, weißen Gewande. Bei festlichen Gelegenheiten tragen sie reich verzierte enge Jacken aus Sammt oder Wolle, und Rang und Vermögen macht sich dann durch die Menge der Anzüge bemerkbar, derart, daß zuweilen ein reicher Mann in mehreren über einander angezogenen Gewändern erscheint. Die Singhalesen sind kleiner als die Europäer, ihre mittlere Höhe beträgt ungefähr 5 Fuß 5 Zoll. Ihr Körperbau, obwohl zierlich mit kleinen Knochen, ist dennoch stämmig und musculös, mit starker Brust, breiten Schultern, starkmuskeligen Schenkeln, aber fast unverhältnißmäßig kleinen Händen und Füßen. Ihre Hautfarbe ist meistentheils hellbraun, ihr Haar schwarz und lang herabhängend. Die Frauen sind wohlgestaltet, aber selbst wenn sie wie die historisch berühmte Njokamalla alle sechsundvierzig Zeichen eines singhalesischen Ideals besitzen,¹ dürften sie doch mit ihrem beölten Körper und dem Betelknäuel im Munde den europäischen Vorstellungen von weiblicher Schönheit nur wenig zusagen. Da die singhalesischen Mädchen sich meist schon mit zwölf Jahren verheiraten, so verlieren sie rasch die Blüthe der Jugend und sehen oft schon mit zwanzig Jahren alt aus. Eine besonders häßliche Sitte der Eingeborenen ist das unter allen indischen Völkern so sehr verbreitete Betelkauen, dem sich nicht bloß Männer und Weiber, sondern selbst Kinder mit besonderer Vorliebe hingeben. Die Kauingredienzien bestehen aus den saftgrünen Blättern des Betelpfefferstrauches (*Piper Betle*), den Nüssen der Arecapalme (*Areca catechu*), etwas Muschelfalk und Tabak, welche sie, je nach dem Range

¹ Von diesen sechsundvierzig Zeichen der weiblichen Schönheit führen wir nach singhalesischen Schriftstellern beispielweise an: reiches Haar wie der Schweif der Pfauen, lang herab bis zu den Knien in Locken hängend, Augenbrauen gleich dem Regenbogen, Augen gleich dem Saphir und den Blättern der Manilablume, eine Habichtsnase, Lippen glänzend und roth wie Korallen, Zähne klein und regelmäßig stehend, gleich Jasminknospen, Hals dick und rund, Hüften breit, Brust fest, kegelförmig wie die gelbe Kokosnuß, die Taille schmal, mit der Hand zu umspannen, die Glieder spindelförmig zulaufend, die Sohlen ohne Höhlung, die Haut weich und zart ohne Knochenvorsprung, so daß die Körperteile runderlich gewölbt erscheinen.

des Individuums, in silbernen oder messingenen tabaksdosenähnlichen Büchsen beständig bei sich führen. Diese ätzenden Substanzen färben zugleich den Speichel so tiefroth, daß Lippen und Zähne fortwährend wie mit Blut bedeckt aussehen.

Die Sprache ist einer der sanskritischen Zweige, harmonisch, reich, ausdrucksvoll, mit dreierlei Redeweisen und Vocabularien, nämlich einer Königs-



Singhalesen.

sprache, einer Ministersprache und einer Gesellschaftssprache. Zu diesen dreien kommt noch die gelehrte aber todte Schriftsprache der Priester, das Pali, welches die Singhalesen mit den Bewohnern der Königreiche Siam und Ava in Hinterindien gemein haben. In dieser Sprache, eigentlich nur eine Dialektvarietät des Sanskrit, sind alle ihre heiligen Bücher, Traditionen und Poesien verfaßt. In vielen Theilen der Insel ist Sprache und Schrift so

sehr verehrt, daß Grammatik und Literatur fast das einzige Studium der Bewohner bildet. Schreiben und Lesen ist unter den Singhalesen so allgemein wie in England, nur daß auf Ceylon die Frauen keinen Antheil daran nehmen. Sie schreiben nicht wie wir mit Gänsefüßen oder Stahlfedern auf Papier, sondern graben die Buchstaben mit einem feingespitzten eisernen Griffel in die Blätter der Talipot-Palme (*Corypha umbraculifera*), aus welchen sie zu diesem Behufe 1 bis 2 Fuß lange, mehrere Zoll breite Streifen schneiden. Diese erhalten keine andere Zubereitung, als daß man sie vorher wohl glättet und alle Auswüchse sorgfältig entfernt. Um das Geschriebene deutlicher und lesbarer zu machen, reiben es die Singhalesen mit einer Mischung von Kokosöl und fein pulverisirter Holzkohle ein, wodurch dasselbe zugleich an Dauerhaftigkeit gewinnt und nicht mehr verwischt werden kann. Die Menge bedient sich zwar auch der Blätter anderer Palmengattungen um darauf zu schreiben, namentlich jener der Palmyra-Palme (*Borassus flabelliformis*), aber die Talipotblätter werden ihrer Dichtigkeit wegen allen andern vorgezogen, und allein zu wichtigen Urkunden und Documenten verwendet.

Der religiöse Cultus der Singhalesen ist der Buddhismus, welcher sich auf Ceylon noch gegenwärtig in seiner vollen Blüthe befindet. Buddha ist nicht der Name des Gründers dieser Glaubenslehre, welcher Gautama oder Sakja-Muni heißt, sondern bloß einer der zahlreichen demselben beigelegten Ehrentiteln, der im Sanskrit so viel als Weiser bedeutet. Gautama wurde im Jahre 624 vor Christo in der nordindischen Provinz Magadha (dem heutigen Neha) geboren. Seine Eltern waren Suddhodana, König von Magadha, und dessen Gattinn Maja. Ueber die Entartung und das Elend der Menschen vom tiefsten Mitleid ergriffen, bestritt Gautama die Lehre Brahma's, griff die Veda's oder heiligen Bücher an und gründete die neue Lehre, welche in folgenden Hauptgrundsätzen besteht: Schöpfer und Regierer der Welt ist ein höchstes unsichtbares, rein geistiges und daher durch kein Bild darzustellendes Wesen, allmächtig, weise, gerecht, gütig und barmherzig. Der Mensch erkennt und verehrt am besten die Gottheit durch schweigende Betrachtung; durch Zucht, Mäßigkeit und Tugendübung gelangt er zur Seligkeit. Die vollkommene Erfüllung aller seiner Pflichten gewährt ihm schon hier auf Erden die Würde eines Buddha oder Weisen, nach dem Tode aber den Zustand glückseliger Ruhe oder „Nichtseins“ (Nirwana). Verderbte Seelen

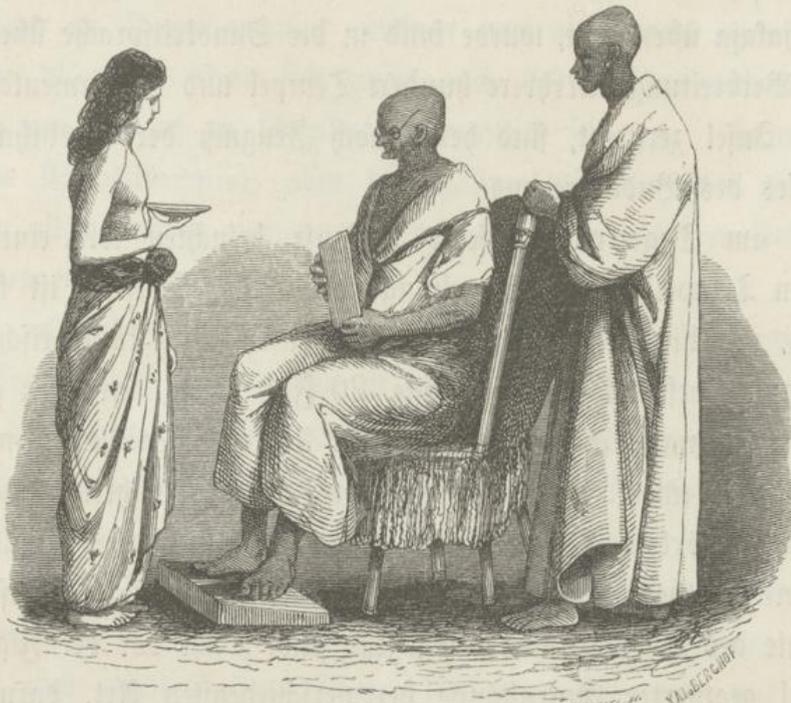
werden in Thierleibern wieder geboren.¹ Nach Gautama's Lehre erscheint in gewissen Zeitaltern immer wieder ein Buddha, d. h. eine durch außerordentliche Geisteskräfte, Thaten und Schicksale ausgezeichnete Persönlichkeit, vom Fatum dazu auserkoren, der Welt den Rathschluß des höchsten Wesens zu verkünden, und die Religion in ihrer ursprünglichen Reinheit wieder herzustellen. Der Tod eines Buddha ist zugleich der Anfangspunkt einer neuen Zeitrechnung. Gautama, der um das Jahr 542 vor Christo, also vor ungefähr 2400 Jahren starb, war der fünfundvierzigste und letzte Buddha, welcher den Singhalesen erschienen; seine Lehre soll fünftausend Jahre fortwirken, zu welcher Zeit nach singhalesischen Traditionen der nächste Buddha oder Purificator erscheinen wird. Gautama's Lehre, seinem Schüler, dem Brahmanen Mahakaja überliefert, wurde bald in die Sanskritsprache übersetzt und fand rasche Verbreitung. Mehrere hundert Tempel und Monumente, in allen Theilen der Insel zerstreut, sind heute noch Zeugniss der Ausdehnung und des Einflusses des Buddhismus.

Gleich am Tage nach unserer Ankunft besuchten wir einen solchen buddhistischen Tempel in der Umgebung von Galle. Derselbe ist klein, und unansehnlich, nur die Holzschnitzereien am Portale haben künstlerisches Interesse. Im Innern befindet sich die riesige, 20 Fuß lange, aus Holz geschnitzte, gelb und roth bemalte Figur Buddha's in liegender Stellung, mit langen Ohrläppchen und einer Lotusblume auf dem Haupte, während rings herum an den mit Schnörkeln, Drachen und Löwen reich verzierten Wänden theils durch Malereien, theils durch Sculpturen gewisse interessante Episoden aus der Geschichte des Buddhismus dargestellt sind. Dicht vor der Figur liegen eine Anzahl geopferter Gegenstände der verschiedensten Art, darunter auch Blumen und Früchte; besonders augenfällig ist eine kleine Blechbüchse angebracht, in welche, wie vorausgesetzt wird, jeder fremde Besucher einige Silberstücke als Geschenk wirft. In der Nähe eines jeden solchen Tempels befinden sich die Wiharas oder Wohnungen der Tempelpriester (Samaduruhs) und der Ort, wo gepredigt oder gelehrt wird. Die Priester tragen lange, weite, je nach ihrem Range gelbe oder weiße Gewänder, oder auch nur einen gelben

¹ Die zehn Vorschriften des Sittengesetzes des Buddhismus sind: Tödte kein lebendes Geschöpf. — Stehle nicht. — Begehe keine unreine Handlung. — Sage keine Lüge oder Unwahrheit. — Trinke keine geistigen Getränke. — Lebe bloß von Pflanzen. — Salbe weder Haupt noch Körper. — Gehe zu keinem Gesang oder Schauspiel. — Schlafe nicht auf einem hohen oder breiten Bette. — Esse bloß einmal des Tages, und zwar vor Mittag.

Ueberwurf, der als zierliche Draperie über den sonst nackten Oberkörper fällt, haben den Kopf geschoren, gehen häufig barfuß, mit einem Schirm aus Talipotblättern in der Hand, und beobachten gegen den fremden Besucher ein zurückhaltendes, mißtrauisches Benehmen.

Wir wurden von einem Tempelpriester herumgeführt, der einige zwanzig Jahre zählen mochte und etwas englisch sprach, was in der Regel nicht der Fall ist, indem die Buddhisten gegen alles Fremdländische großen Widerwillen hegen. Erst am Schlusse unseres Besuches kam der alte, greise, halbblinde Oberpriester zum Vorschein, begrüßte uns und ließ uns von einem Knaben eine Pumpelmuß reichen, die Frucht einer Citrusart (*Citrus decu-*



Oberpriester.

manus), ungefähr von der Größe des Kopfes eines Kindes, welche von den Singhalesen ihrer erfrischenden Eigenschaften wegen besonders geschätzt wird.

Auch die Priesterwürde schließt bei den Eingeborenen die ekelerregende Sitte des Betelkauen nicht aus und der alte Samadurah schien einen ganz besonderen Genuß daran zu finden.

In der Nähe des Tempels, der in einem reizenden Haine von Kokospalmen liegt, gewannen wir zuerst einen Einblick in den Vegetationsreichthum der Insel. Auf einem Flecke, der nicht viel größer als ein Hausgärtchen, sahen wir Kaffeebäume, Zimmtstauden, Gewürznelkensträucher, Muscatennußbäume,

Arcepalmen, Orangen, Citronen, Ananasse und Brotfruchtbäume in gleicher wilder Ueppigkeit gemeinsam sich des Daseins freuen!

Ein zweiter Tempel, den wir besuchten, war der Dadála Pánzela, der größte in der Provinz, und Sitz des Oberpriesters der Buddhisten. Der ehrwürdige siebenzigjährige Manalangara Serisumana Mahdamaradjiguru Ganatschari-



Dadála Pánzela.

Maifunanzi ist umgeben von einem namhaften geistlichen Stabe von Tempelpriestern, welche ihn wie ein höheres Wesen zu verehren scheinen. Der Tempel war nicht viel von dem ersten in Bau und Ausstattung verschieden; aber der Lehrplatz, wo gerade einige Jünger mit dem Copiren von heiligen Büchern auf

Palmenblätter beschäftigt waren, so wie die Priesterwohnungen machten einen weit großartigeren Eindruck und zeugten von einer gewissen Wohlhabenheit. In der Mitte einer Gartenanlage war der heilige Bo-Baum (*Ficus religiosa*) gepflanzt, welcher aus dem Grunde von den Buddhisten heilig gehalten wird, weil nach einer alten Sage Buddha unter dem Schatten seiner Zweige ausgeruht hat, so oft er die Erde besuchte. Fast überall, wo sich ein Buddhistentempel erhebt, findet sich auch ein Bo-Baum gepflanzt; aber der eigentliche heilige Baum, der Urstamm, von dem die Legende ausging, steht bei Anaradnapura, im nördlichen Theile des früheren Kandy'schen Reiches, wo derselbe plötzlich aus einem sehr entfernten Lande herbeigeflogen sein und sich von selbst an den Ort, wo er gegenwärtig steht, gepflanzt haben soll, um Buddha zum Schutze und Obdach zu dienen.¹ Neunzig singhalesische Könige liegen daselbst begraben, welche alle durch die Tempel und Statuen, die sie Buddha errichteten, sich dieser besonderen Auszeichnung würdig gemacht haben.

Der greise Oberpriester ließ uns die Bibliothek des Tempels zeigen, welche aus einer großen Anzahl von Manuscripten in der Pali-Sprache auf Talipotblätter geschrieben besteht, die jedes für sich zwischen zwei eleganten Deckeln aus Kalamanderholz gelegt, mit Schnüren gebunden und in zahlreiche Tücher eingehüllt, in hohen, breiten, geschnitzten Holzschränken mit sichtbarer Pietät aufbewahrt werden. Als wir uns wieder empfahlen, bat der Oberpriester, ihm unsere Namen, so wie das Land zu nennen, aus dem wir kamen, worauf ein junger Priester mit großer Genauigkeit ein Paar flüchtige Notizen über die Novara-Expedition in singhalesischer Sprache, sichtbar um uns eine Artigkeit zu erweisen, mit einem Gänsekiel auf ein Blatt Papier niederschrieb.

Außer den Singhalesen leben auf der Insel noch Hindus, von der Küste von Malabar, Moren (die Nachkommen eingewanderter Araber und Mohamedaner aus Nordindien, in deren Händen sich gegenwärtig der Haupthandel der Insel befindet), Malayen, Javanen; dann Portugiesen, Holländer, Engländer und deren Abkömmlinge, so wie endlich Mozambique- und

¹ Der heilige Bo-Baum (*Ficus religiosa*) der Buddhisten wird vielfach mit dem von den Brahminen verehrten Banyanenbaume (*Ficus indica*) verwechselt, von welchem letzterem sich derselbe jedoch dadurch unterscheidet, daß er nicht von seinen Zweigen zahllose Luftwurzeln wieder in die Erde schlägt. Das beständige Schwanken und Zittern der Blätter und Zweige, welches beiden *Ficus*-arten gemein ist, wird von gläubigen Buddhisten als die Folge jener Scheu einflößenden Scene bezeichnet, von welcher der Sage nach der Bo-Baum einst Zeuge war, ähnlich wie die syrischen Christen in dem Umstande, daß das heilige Kreuz angeblich aus Esphenholz gefertigt war, die Ursache zu erkennen glauben warum die Blätter der Espe noch bis zum heutigen Tage vor Angst und Schrecken erzittern.

und Madagascar-Neger, die sich mit ceylonesischen Weibern verbunden und eine zahlreiche, gemischte Nachkommenschaft hinterlassen haben.¹

Tief im Innern der Insel, in der Provinz Bintang, nordöstlich von Kandy und gegen Trinkomali und Batacalva zu, leben unter Palmenblättern in Erdhöhlen die Weddahs oder Beddahs, das wildeste Volk der Insel und angeblich deren Urbewohner, welche, mit Ausnahme eines Lendengürtels, nackt gehen und nur Bogen und Wurfspeie mit großem Geschick zu verfertigen und zu handhaben wissen.

Einer singhalesischen Sage nach sollen die Weddahs die Abkömmlinge eines blutdürstigen, sogar menschenfressenden Königs sein, dem, von seinem Volke abgesetzt, nur die Wahl gelassen wurde, den Tod zu erdulden oder sich mit den Gehülfen seiner Grausamkeit für immer in die tiefsten Wälder zurückzuziehen. Der abgesetzte König soll das letztere gewählt haben und so der wenig beneidenswerthe Stammvater dieses rohen, wilden Volkes geworden sein. Merkwürdig erscheint jedenfalls, daß die Weddahs, ohne die geringste Spur von Civilisation, dennoch zu den „bevorzugten“ Rassen zählen.

Bei unserem kurzen Aufenthalte hatten wir leider nicht Gelegenheit, das Innere der Insel zu besuchen und das merkwürdige Volk der Weddahs zu sehen. Wir entfernten uns kaum aus der Vegetationsgrenze der Kokospalme und lernten nur zwei Orte der Insel kennen, Galle und Colombo, den Sitz der Regierungsbehörden.

Galle ist durch seine Lage wie durch seine physische Beschaffenheit unstreitig der beste und wichtigste Hafenort im Süden und Westen der Insel, während Colombo eigentlich nur eine offene, unsichere Rhede genannt werden kann. Im sechzehnten Jahrhundert von den Portugiesen gegründet, später durch die Holländer erobert und endlich im Frieden von Amiens von diesen

¹ Was mehrere Schriftsteller von der grauenhaften, an die Blutrache der Corsicaner erinnernde Sitte des Amoklaufens erzählen, welche nur noch auf Ceylon vorkommen und darin bestehen soll, daß ein von Rache erfüllter Malaye mit einem blanken Kris oder Dolche bewaffnet, wie wahnsinnig die Straßen durchläuft, unaufhörlich Amok! Amok! (schlägt ihn todt! schlägt ihn todt!) schreit, und dem nächsten, den er begegnet, die furchtbare Mordwaffe durch den Leib rennt, — scheint auf einem Irrthume zu beruhen. Niemand hat uns darüber Näheres mitgetheilt. Auch Sir Emerson Tennent erwähnt in seinem umfassenden Werke des Amoklaufens auf Ceylon mit keiner Silbe. Offenbar ist diese Sitte der Insel nicht eigenthümlich. Sie herrscht noch jetzt unter den Malayen des Sunda-Archipels, während auf Ceylon seit Menschengedenken kein Fall mehr vorgekommen sein soll. Daß die Aufregung des Mordens bloß durch den Genuß von Opium hervorgebracht werden soll, scheint ebenfalls unwahrscheinlich. Crawfurd, der „Amok“ schreibt, hält die ganze Erscheinung bloß für eine Krankheit, eine Monomanie, „durch eine Störung in den Verdauungswerkzeugen hervorgebracht“.

an die Engländer abgetreten, zeigt Galle äußerlich keinerlei Spuren seines verschiedenen Herrenwechsels. Die Straßen sind schmal, aber reinlich; die Häuser meistentheils ebenerdig mit Verandahs oder lustigen Säulenvorsprüngen gegen die Straße, und mit großen, weiten, steingepflasterten Räumen im Innern, wie sie das heiße Klima so wünschenswerth macht. Da man gleich von den Straßen ins Wohnzimmer tritt und die Thür des freien Luftzuges wegen den ganzen Tag über offen ist, so steht gewöhnlich, um den tiefern Einblick ins Innere dem neugierigen Auge der Vorübergehenden zu wehren, ein ofenschirmartiges Möbel vor dem Eingange. In Galle sahen wir auch zum ersten Male den Punkah, jenen eigenthümlichen indischen Windfächer, der von einem Ende der Zimmerdecke zum andern reicht und, durch einen Diener in pendelartiger Bewegung erhalten, angenehme Kühlung zufächelt. Auch die Gecko's (*Tachybates triedrus* und *Eurhous Leschenaultii*), jene niedlichen, kleinen Stubeneidechsen, welche mit zierlicher Behendigkeit an den Wänden, Spiegeln und Zimmerdecken auf- und abhuschen und bald so zutraulich werden wie bei uns Schosshündchen oder Käzchen, wurden wir hier zum ersten Male anständig. Sie kommen gewöhnlich erst des Abends zum Vorschein und machen dann ganz ungescheut ihre wunderlichen Spaziergänge, indem sie mit staunenswerther Geschwindigkeit Mücken fangen, und ob schon für den Neuankömmling unheimliche Erscheinungen, gewöhnt man sich doch rasch an diese harmlosen, unschädlichen, launigen Thierchen, von welchen die Ceylonesen so viele interessante Anekdoten zu erzählen wissen.

In jüngster Zeit, wo Galle als der Knotenpunkt der Dampferlinien nach Indien, China und Australien wesentlich an Bedeutung gewonnen, hat sich auch die Zahl stattlicher Häuser bedeutend vermehrt, und mehrere große Hôtels mit ziemlich vielem Comfort sind entstanden. Wie die meisten europäischen Ansiedlungen in Indien, dem Caplande und China, besteht auch Galle aus einem Fort, wo früher, getrennt von den Einheimischen, die europäischen Colonisten mit ihren Familien wohnten, und aus dem Pettah oder der schwarzen Stadt, eine Art singhalesischer Ghetto, in welchem ausschließlich die farbige Bevölkerung lebt. Gegenwärtig wird zwar diese Unterscheidung nicht mehr so streng aufrecht erhalten wie in früheren Zeiten, aber wer sich so recht unter's Volk mischen und sein Leben und Treiben näher kennen lernen will, der muß das sogenannte Fort verlassen und das singhalesische Viertel durchwandern. Hier befinden sich die Früchte- und Gemüsemärkte, hier wird

alles zum Verkauf geboten, was das allerdings sehr genügsame Herz der Eingeborenen zu erfreuen vermag, hier tummeln sich Gaukler und Schlangenbezauberer herum, welche indeß mehr durch die Verwegenheit und Grauenhaftigkeit als durch das Wunderbare ihrer Darstellungen Interesse erregen. Im Volke herrscht der Glaube, daß diese seltsame, vielfach an unsere Zigeuner erinnernde Menschenklasse die Kunst verstehe, den Giftschlangen geschickt ihr Gift zu entlocken und sie unschädlich zu machen. Und in der That sieht man



Inneres eines Wohnhauses.

sie die berühmte 4 bis 5 Fuß lange Brillenschlange mit ihrer zierlichen Zeichnung aus einem weißen Tuche hervorholen, dieselbe heftig reizen, und mit ihr am nackten Körper allerlei unheimliche Kunststücke ausführen. Zuweilen versucht die Schlange, der Production müde, ihrem Peiniger zu entfliehen, und dann entsteht unter den Zuschauern eine Bewegung des Entsetzens. Jeder beeilt sich das Weite zu gewinnen, und der arme Schlangenbezauberer bleibt mit seiner widerspenstigen Künstlerinn allein am Schauplatze und hat noch

obendrein die Vorstellung umsonst gegeben. Da es aber nicht selten vorkommt, daß der Biß der *Cobra de capello* auch für Schlangenkundiger tödtliche Folgen hat, so ist es höchst wahrscheinlich, daß deren ganzes Geheimniß bloß in der muthigen Schlaueit besteht, mit welcher sie die ungemein große Scheu und den ganz eigenthümlichen Widerwillen dieses Thieres, von seinem verderblichen Giftzahn Gebrauch zu machen, zu benützen wissen, um ihre Kunststücke auszuführen. Dieser Umstand scheint auch die höchst merkwürdige Thatsache zu erklären, daß man gewagt hat, dieses gefährliche Reptil an mehreren Orten auf Ceylon zu zähmen. Ja, dem Major Skinner, einem höchst vertrauenswürdigen Manne, welcher seit vielen Jahren die Insel bewohnt und dem die Naturforscher der Expedition zu mehrfachem Danke verpflichtet sind, ist sogar in der Nähe von Negombo ein Fall bekannt geworden, wo ein reicher Pflanzler, der häufig große Summen baren Geldes zu Hause bewahrt, auf den höchst bizarren Gedanken gerieth, giftige Brillenschlangen statt Hunden als Wächter zu halten. Sie schleichen, ein Schreck für alle Diebe, Tag und Nacht um das Haus herum, während sie den Bewohnern desselben, welche sie nähren und pflegen, niemals gefährlich werden sollen.

In älteren Zeiten war übrigens der Schlangencultus (*Nagas*) auf Ceylon ziemlich allgemein verbreitet, und ähnlich wie in Indien wurde die *Cobra de capello* von den Eingeborenen als göttlich verehrt, weil man sie für einen verzauberten König hielt. Diese Schlange ist aber auch von der Natur so glänzend und seltsam ausgestattet, ihre Zeichnung und Art der Bewegung sind dermaßen eigenthümlich, daß ein phantasiereiches Volk wie die Singhalesen, mit dieser fabelhaften Erscheinung leicht den Begriff des Verzauberten verbinden mochte.

Von Galle führt eine vortreffliche Straße beständig die Meeresküste entlang, nach dem 75 englische Meilen entfernten Sitze der Regierungsbehörden, nach Colombo. Jeden Morgen geht eine Postkutsche, die sogenannte *Royal Mail coach* dahin ab, eine unbehagliche, etwas gefährliche Fahrgelegenheit, womit man diesen Weg in acht bis zehn Stunden zurücklegt. Um bequemer zu reisen, mietheten wir einen besondern Wagen. Auf Ceylon fährt man in der Regel auch auf größeren Touren nur einspännig; jedoch wird das Pferd alle sechs bis zehn Meilen gewechselt. Wir sollten indeß diese Sitte und unsere Vorliebe, bequem zu reisen, arg büßen. Die ersten Stunden der Fahrt verliefen zwar höchst befriedigend. Die Straße war vortrefflich, die Gegend

überaus imposant. Man fuhr beständig durch einen prächtigen, von vielen tausend Menschen bewohnten Park aus Kokospalmen, in dem zuweilen als zierliche Staffage die weiße Kuppel eines Buddhistentempels oder die Minarets einer mohamedanischen Moschee über die Palmengipfel ragten, während sich längs der Straße in malerischen Bazars die wenigen Lebensbedürfnisse der äußerst mäßigen Eingeborenen auf Palmen- und Bananenblättern in höchst einladender Weise zum Verkauf ausgelegt befanden. Der ganze südwestliche Küstenstrich ist derart bevölkert, daß unaufhörlich rechts und links unter den Bäumen die Hütten der Eingeborenen zum Vorschein kommen und die Gegend sich fortwährend so belebt zeigt, als hätten die Leute nichts Anderes zu thun, denn unter Palmen spazieren zu gehen. Dieser Eindruck wird dadurch noch mehr bekräftigt, daß man selten einen Mann mit etwas Anderem in der Hand erblickt, als einem Talipotfächer oder einen chinesischen Sonnenschirm, um sich gegen die versengenden Strahlen der Tropensonne zu schützen. Bloß Weiber, auf denen bei den Singhalesen der Haupttheil aller Mühen und Sorgen des Lebens zu lasten scheint, sieht man schwere Körbe auf dem Kopfe nach der Stadt tragen.

Die reichen ausgedehnten Kokoswälder, welche sich am Meeresstrande der südlichen und westlichen Küste hinziehen (während sie an der östlichen gänzlich fehlen), scheinen nebst der Absicht, für eines der Hauptlebensbedürfnisse Sorge zu tragen, namentlich dem Umstande ihr Bestehen zu verdanken, daß die Förderung der Baumpflanzung wie überhaupt des Plantagewesens eine der religiösen Satzungen und Pflichten der Buddhadiener ist. Wer eine Kokospalme oder einen Fruchtbaum pflanzt, begehrt gewissermaßen ein frommes, buddhagefälliges Werk. Bei der Geburt eines Kindes oder einem sonstigen feierlichen Anlasse werden stets einige keimfähige Kokosnüsse in die Erde gelegt, und so bilden die Kokospalmen einen höchst wichtigen Theil des Besitzstandes einer Familie. Der Vater vertheilt sie als erbliches Vermögen unter seine Kinder. Nicht nur hat jede Palme ihren Eigenthümer, sondern es zehren zuweilen sogar mehrere Familien an dem Erträgniß einer einzelnen Palme.

Diese eigenthümliche Erscheinung war von höchst merkwürdigen Folgen auf die gesellschaftlichen Verhältnisse der einheimischen Bevölkerung. Zunehmende Armuth und die sich immer dringender herausstellende Nothwendigkeit, eine größere Zerstücklung des Eigenthums zu verhindern, brachten die Eingeborenen auf den widernatürlichen Gedanken, daß Brüder einer Familie

zusammen Eine Frau heirateten. Der Umstand, daß es auf Ceylon ein volles Zehntel mehr Männer als Frauen giebt, verschaffte dieser Sitte noch raschere Verbreitung und ließ Polyandrie oder Vielmännerei als ein erwünschtes Auskunfts mittel für den Mangel an weiblichen Geschöpfen erscheinen. Manche Frau hat drei, vier, und sogar sieben Männer; alle Kinder, die aus einer solchen Ehe hervorgehen, haben gleiche Rechte und sind (entgegen dem Gesetze Ostindiens, wo die Kinder dem ältesten Bruder zugeschrieben werden, dem auch das ganze Vermögen gehört, während alle jüngeren ihm Knechtesdienste leisten, von ihm sogar aus dem Hause entfernt werden können) die gesetzlich anerkannten Erben der verschiedenen Väter. Um die aus dieser localen Sitte der Singhalesen entspringenden Geburts- und Erbschaftsrechte zu schützen, finden sich seltsamer Weise die britischen Gerichtshöfe sogar genöthigt, diesen schmachvollen Brauch anzuerkennen, und darnach Recht zu sprechen. Zwar hat sich Polyandrie in den maritimen Provinzen durch fremdländischen Einfluß bedeutend vermindert, aber im Innern der Insel herrscht sie noch immer fort. Als Ursprung dieser übrigens sehr alten Sitte, welche auch unter den verschiedenen Racen des indischen Continents seit undenklichen Zeiten allgemein verbreitet erscheint, wird das Unterthänigkeitsverhältniß der Singhalesen zu ihren Obern und Königen angegeben. Gezwungen durch ihrer Hände Fleiß auch die Grundstücke der Herrscher zu bepflanzen, und diese zuweilen auf weiten Reisen zu begleiten, glaubten sie während ihrer Abwesenheit ihre eigenen Felder und Saaten am sichersten vor Verwahrlosung zu schützen, indem sie Weib und Vermögen mit ihren Brüdern und nächsten Verwandten theilten, und dadurch die Familie gewissermaßen in eine Geschäftsassociation verwandelten.

Die fast endlosen Kokoswälder, durch welche wir auf schönen, breiten, ebenen Straßen fuhren, liefern nicht bloß den Eingeborenen die wichtigsten Bedürfnisse für ihren Lebensunterhalt, ihre Früchte bilden zugleich einen so wichtigen und werthvollen Ausfuhrartikel, daß die Cultur der Kokospalme seit dem Jahre 1841 systematisch auch durch Europäer betrieben wird, und sich bereits über einen Flächenraum von 23.000 Acres Land ausdehnt,¹ während die Grundstücke der Eingeborenen, auf welchen dieses nützlichste Gewächs der Tropen gepflanzt ist, ungefähr 100.000 Acres Land umfassen. Früher wurden die Kokosnüsse zur Delerzeugung nach dem Auslande verschifft; dermalen giebt es auf der Insel selbst, namentlich in Galle und Colombo eine große Anzahl

¹ Eine englische Acre oder Morgen = 0.70321 Wiener Joch.



A. L. WERCHOF & NETZLER J.C.

Karmanasree in Point de Galle.

von Fabriken, und ſtatt der Nüſſe wird größtentheils nur mehr das bereits gepreßte Del in Fäſſern ausgeführt. Man ſchätzt die jährlich exportirte Quantität Del der Kokosnuß auf 1 bis 1½ Millionen Gallonen, im Werthe von 1 bis 1½ Millionen Pfund Sterling. Außerdem dient auch die elastiſche Faſer der äußern Schicht der Kokosnuß zur Verfertigung von Schnüren, Flechtwerk u. ſ. w. und bildet ebenfalls als das ſogenannte Coir einen bedeutenden Artikel der Ausfuhr, der jährlich durchſchnittlich 30 bis 40.000 Centner im Werthe von 200 bis 250.000 Pfund Sterling beträgt.

Die erſte Station von Galle nach Colombo iſt Bentotte, wo ſich nach Landesſitte ein öffentliches Raſthaus für Reiſende befindet, ähnlich den Choultries in Indien, den Karawanſerais oder Pilgerherbergen im Morgenlande oder den Paſangrahans auf Java. Dieſe Raſthäuser, welche allenthalben im Innern der Inſel längs der Landſtraßen und Waldwege beſtehen, gehören zu den älteſten Einrichtungen des Landes, und wurden früher durch Privatmittel hergeſtellt. Es waren einfache hölzerne Hütten, in welchen der Pilger und Reiſende, gegen die Unbill des Wetters und die Gefahren eines nächtlichen Urwald-Bivouacs im Freien geſchützt, von den Mühen ſeiner Wanderung ausruhen mochte. Die *resting houses* oder Raſthäuser, welche dormalen die engliſche Regierung auf allen Heerſtraßen der Inſel errichten ließ, ſind allerdings weit eleganterer Natur, und haben viele Aehnlichkeit mit den Wartſälen auf unſeren Eiſenbahnhöfen. Man findet daſelbſt nicht nur Unterkunft, ſondern auch gegen tarifmäßig beſtimmte Preiſe Nahrung und Trank. Eine eigene Commiſſion (Provincial Road Committee) iſt beſtellt, die Verwaltung dieſer Anſtalten zu überwachen.

Wir nahmen hier einen vortrefflichen „Tiffin“ ein, womit man in Ceylon ſo wie durch ganz Indien das übliche Mahl zwiſchen Frühſtück und Mittagſſen bezeichnet, und machten dabei zuerſt die Bekanntschaft des berühmten indiſchen Gerichtes „Curry“ (ſpricht Kōrri), das aus einer mit gepulverten Gewürzen bereiteten Fleiſch- oder Fiſchſpeiße beſteht. Der Geſchmack iſt ſo ſcharf, daß ſich der europäiſche Gaumen nur allmählig daran gewöhnt, im Lande aber gilt Curry für das beliebteſte Gericht, welches bei keiner Mahlzeit fehlen darf, weil der hauptſächlich dazu verwendete rothe Pfeffer den Magen reizt und die Verdauung befördert. Daher wird auch das Curry-Pulver maſſenweiſe verbraucht und verſendet. Die Angabe, daß dieſes Gericht erſt durch die Portugieſen erfunden wurde, iſt indeß irrthümlich; einheimiſche

Chroniken bestätigen, daß dasselbe bereits im zweiten Jahrhundert v. Chr. auf Ceylon im Gebrauch war.¹

Als wir nach kurzer Rast in Bentotte wieder den Wagen bestiegen, um mit einem frischen Pferde die Fahrt nach Colombo fortzusetzen, bemerkten wir, daß unser Kutscher, ein Neger, der Branntweinflasche allzustark zugesprochen hatte, und am Sitz zuweilen zu schwanken begann. In der Hoffnung, er werde sich unterwegs wieder ernüchtern, fuhren wir weiter, aber bald darauf verlor er ganz das Gleichgewicht, fiel auf die Erde und zwang uns, um weiterem Unglück vorzubeugen, den Weg bis zum nächsten Dorfe zu Fuß zurückzulegen und Wagen, Pferd und Kutscher gleichsam zu escortiren. Dieser Zwischenfall, unscheinbar und kaum erwähnenswerth an und für sich, wurde die Veranlassung eines interessanten Abenteuers. Da wir uns mit den Eingeborenen unterwegs nur schwer verständlich machen konnten und die Schwierigkeit der Weiterbeförderung mit jedem Augenblick zunahm, so beschloßen wir, uns im nächsten Orte, den wir erreichen würden, direct an die Behörde zu wenden. Es traf sich, daß wir uns gerade in der Nähe der katholischen Mission St. Sebastian de Makun befanden, deren Oberhaupt ein Benedictiner aus dem Römischen war. Die Kirche ist mitten zwischen Vegetationsgestalten des tropischen Urforstes gelegen, dessen riesige Baumstämme mit ihren gewaltigen üppig belaubten Kronen sich zu einem natürlichen Dome der prachtvollsten Art wölben. Mit gespannter Erwartung gingen wir den schönen Pfad zwischen Kokos- und Arcepalmen, Brotfruchtbäumen und Pandanen, baumartige Farren und breitblättrigen Bananen hinauf zum Pfarrhause, und ließen uns beim Missionär melden. Bald darauf trat dieser, eine hohe, ansehnliche Gestalt mit feinen Zügen und Manieren, im wallenden Talar aus einem halbdunklen Zimmer uns entgegen und empfing uns auf das Herzlichste. Der ehrwürdige Pfarrer, Namens Miliani, war nicht wenig überrascht, auf seiner einsamen Mission von österreichischen Reisenden besucht zu werden, und bot mit größter Freude und Zuberkommenheit seinen Beistand an. Trotz unserer großen Eile mußten wir bei dem gastlichen Missionär eine Tasse Kaffee alla Romagna nehmen und die Zusicherung geben, am Rückwege wieder bei ihm einsprechen zu wollen. Pater Miliani lebt schon seit vielen Jahren im Lande und steht einer Christengemeinde von mehreren tausend

¹ Eben so ist nach Professor Wilson der Ausdruck curry nur eine Corruption des Karnatischen Majjli-Kati, was ein Gericht aus Reis, Sauermilch, Gewürzen und rothem Pfeffer bedeutet.

Seelen vor. Im Ganzen giebt es auf Ceylon ungefähr 50 katholische Missionäre, deren Oberhaupt ein Bischof ist, welcher in Colombo seinen Sitz hat. Unser geistlicher Hauswirth war des Singhalesischen vollkommen mächtig, aber es freute ihn doch sichtbar, wieder einmal in seiner Muttersprache, dem Italienischen, seine Gedanken und Gefühle ausdrücken zu können.

Es war bereits Abend geworden, als wir mit einem warmen Händedruck für die genossene Gastfreundschaft von St. Sebastian de Makun abbrachen. Pferd und Kutscher ließen diesmal auf eine schleunigere Beförderung hoffen. Allein wir sollten neuerdings bittere Täuschungen erleben, und obschon nur mehr zehn bis zwölf englische Meilen von Colombo, dem Zielpunkte unserer Reise entfernt, brauchten wir dennoch fünf lange Stunden, um diesen Weg zurückzulegen. Die Nacht war völlig finster, und unser Weg nur zeitweise durch die funkensprühenden, duftenden Palmensackeln erleuchtet, welche in später Stunde heimkehrende Eingeborene in der Hand trugen.

Als wir endlich gerade um Mitternacht in Colombo schwer ermüdet ankamen, erfuhren wir zu unserem geringen Troste, daß derlei Unzukömmlichkeiten im Personentransporte zwischen Galle und dem Regierungssitze keineswegs zu den Seltenheiten gehören, und man bei der häufigen Störrigkeit der einheimischen Pferde oft zu den unglaublichsten Mitteln seine Zuflucht nehmen muß, um das Fuhrwerk in Gang zu bringen. So z. B. werden den Postpferden, um sie zu animiren, fast auf jeder Station die Ohren zusammengedreht und sodann plötzlich wieder losgelassen, und bleibt auch dieses torturartige Experiment ohne Erfolg, so wird sogar ein Stock oder ein dicker Strick unter den Schwanz der stützigen Thiere durchgezogen und so lange auf und ab gerieben, bis die armen Pferde in Folge dieser peinlichen Operation aus Schmerz das Weite suchen. Ist auf diese seltsame Weise das Fuhrwerk wieder in Bewegung gesetzt, so schwingt sich der Kutscher mit Lebensgefahr auf seinen Sitz und sucht die wild dahin galopirenden Pferde durch fortwährende Peitschenhiebe im Lauf zu erhalten. So geht's dann unter Schreien und Peitschenknall fort bis zur nächsten Station, wo für die Passagiere dieselbe Prüfung, für die Pferde die nämliche Marter von neuem beginnt.

Unser erstes Geschäft am folgenden Morgen war, einen Gang durch Colombo zu machen, das wie Galle aus dem Fort oder der weißen Stadt und dem Pettah oder schwarzen Viertel besteht, in welchem letzterem sich die Wohnungen und Verkaufsläden der Eingeborenen befinden, und wo der meiste

Berkehr, die größte Bewegung herrscht. Man begegnet daselbst nur selten einem weißen Gesichte, denn sogar Soldaten und Polizeisergeanten gehören der braunen oder schwarzen Race an. Die Eingeborenen zeigen aber, wenigstens äußerlich, großen Respect vor dem Weißen, und treten überall ehrfurchtsvoll zurück, wo immer derselbe erscheint.

Mitten in der Hauptstraße befinden sich einige Buddhistentempel. Man wollte uns aber den Eintritt nicht gestatten, ohne daß wir uns vorher unserer Schuhe entledigten. An mehreren Häusern waren die Eingänge und Fenster mit Bananenblättern festlich geschmückt. Als wir unseren singhalesischen Begleiter um die Ursache davon fragten, erwiderte er in gebrochenem Englisch, die Bewohner feierten in wenigen Tagen Weihnachten (wahrscheinlich ein unseren Weihnachten analoges Fest).

Der Schmutz und üble Geruch, welcher im schwarzen Viertel herrscht, der Lärm und das Geschrei der Eingeborenen treiben den Fremden bald wieder nach dem europäischen Theil der Stadt zurück, welcher im Ganzen durch sein düsteres verfallenes Aussehen nichts weniger als einen angenehmen Eindruck macht. Die öffentlichen Bauten, die Häuser der Kaufleute, die Magazine und Festungsmauern, Alles trägt noch den Charakter einer portugiesischen Ansiedlung aus vorigen Jahrhunderten, und da sich der Handel mit jedem Jahre mehr nach Galle zieht, ¹ so scheint auch wenig Hoffnung vorhanden, daß dieser eigenthümliche Typus durch Neubauten so bald verwischt werde, obschon man sich von einer Eisenbahnverbindung mit Galle auch ein regeres Leben in der Hauptstadt verspricht.

Während unsers Streifzuges durch die Straßen des sogenannten Forts sahen wir in der Chathamstreet, dem belebtesten Punkte Colombo's, mit den bedeutendsten, aber nichts weniger als eleganten Waarenlagern, bei einem Zuckerbäcker Eis-Crème ausbieten, eine überraschende Erscheinung in einer Stadt so nahe dem Aequator, welche in anderer Beziehung so wenig Luxus zur Schau trägt. Das Eis wird aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika über das Cap der guten Hoffnung eingeführt und kommt zumeist aus Boston. Man schlägt den täglichen Verbrauch desselben zur Bereitung von Eiswasser, Eis-Crème u. s. w. auf 1000 Pfund an, von dem acht

¹ Der Werth der jährlich von der Insel ausgeführten Producte (hauptsächlich Kokosnußöl, Coir, Zimmt, Kaffee) beträgt über 2,000,000 Pfund Sterling und die Einfuhr an europäischen Fabricaten erreicht ungefähr dieselbe Höhe.

Pfunde einen Schilling englisch kosten. Wen muß hier nicht ein Gefühl der Bewunderung für das speculative Volk der Bankers ergreifen, das selbst einen so flüchtigen, leicht verderblichen Artikel wie Eis, allen Temperaturhindernissen zum Troß, viele tausend Meilen weit verführt, und in den verschiedensten und gerade heißesten Theilen der Erde, in Westindien und Südamerika, in Asien und Afrika mit Vortheil auszubeuten versteht! —

Der Reisende, welcher Colombo besucht, wird es schwerlich veräumen, einen Gang nach den Zimmtgärten zu machen, um sich an dem feinen, eigenthümlichen Aroma des Bastes und der zarten Rinde jenes merkwürdigen Staudengewächses zu erfreuen, welches in der Geschichte Ceylons eine so wichtige Rolle spielt. Während der Glanzperiode der Zimmtkultur hatten die fünf größten Zimmtpflanzungen auf der südwestlichen Hälfte der Insel je einen Umfang von 15 bis 20 englischen Meilen. Ueber dieses eine gewinnreiche Product wurden alle übrigen der Insel in bedauerlicher Weise vernachlässigt. Der Zimmbau, Monopol der verschiedenen Regierungen, welche Ceylon nach einander eroberten und dessen Bewohner beherrschten, wurde namentlich von der holländisch-ostindischen Compagnie mit grausamer Strenge betrieben. Die kleinste Veruntreuung an Zimmt oder absichtliche Beschädigung der Staude wurden mit Todesstrafe belegt. Auf das unerlaubte Abbrechen eines Zimmtzweiges stand die Strafe des Armabhauens. Jeder Zimmtstrauch, der zufällig im Garten eines Privatmannes wuchs, war Eigenthum der Regierung und der Zimmenteinsammler oder Zimmtschäler hatte das Recht, die Rinde davon zu ernten. Eine solche Staude zu zerstören oder sonst wie darüber zu verfügen, galt als ein lebenverwirkendes Verbrechen. Die Arbeiter, welche mit dem Gewinnen, Schälen und Präpariren der Rinde beschäftigt waren, gehörten zur Kaste der Chalias und machten von dieser die unterste gemeinste Classe aus. Auch unter der englischen Herrschaft dauerte anfangs das den Handel so beeinträchtigende Zimmtmonopol fort, bis dasselbe endlich im Jahre 1832 abgeschafft und die Kaufleute von Colombo und Galle gegen eine Abgabe von drei Schilling für jedes exportirte Pfund an dem Handel mit diesem wichtigen Ausfuhrartikel sich betheiligen durften. Allein diese Abgabe erschien viel zu hoch, da der Verkaufspreis des Zimmtes in Europa höchstens sechs bis sieben Schillinge betragen konnte, und diese Vertheuerung der Waare für den Welthandel war Ursache, daß die fremden Kaufleute ihren Bedarf durch andere

zimmtgebende Laurus- und Cassia-Arten aus Cochinchina und Java zu decken sich bemühten.

Und als endlich die Regierung von ihrer Täuschung, das Zimmtgewächs, welches der Insel Ceylon allein auf der ganzen Erde ursprünglich anzugehören scheint,¹ als ein natürliches Monopol zu betrachten, zurückkam, den Ausfuhrzoll auf einen Schilling herabsetzte und später völlig frei gab, hatten bereits die verschiedenen Surrogate ihrer bedeutenderen Billigkeit wegen Eingang und Absatz in Europa gefunden, und die Cultur der feineren Zimmtsorten wurde mit jedem Jahre weniger lohnend. Der Preis fiel, der Verbrauch verminderte sich. Nur die minderen Sorten lohnten noch die Ausfuhr. So es trat jetzt der interessante Fall ein, daß ähnlich wie zur Zeit des hohen Monopolspreises die billige Cassia den feinen echten Zimmt verdrängte, jetzt die minderen, billigen Zimmtsorten auf den englischen Märkten die Cassia zu verdrängen anfangen. Gegenwärtig sind noch ungefähr 14.000 bis 15.000 Acres Landes mit der Zimmtstaude bebaut, die sich größtentheils in Privatbesitz befinden und jährlich ungefähr 800.000 bis 900.000 Pfund Zimmt im Werthe von 40.000 bis 45.000 Pfund Sterling Ertrag liefern.

Auch die Chalias sind nicht mehr wie früher unter den Portugiesen und Holländern an die Scholle gebundene Leibeigene oder Sklaven, welche mit dieser verkauft werden können, sondern freie Arbeiter, die für die geleisteten Dienste einen entsprechenden Lohn zu fordern berechtigt sind.

Die Zimmtgärten in der Umgebung von Colombo, obwohl größtentheils im Verfall, geben doch der ganzen Gegend ein außerordentlich heiteres, freundliches Ansehen. Die vier bis sechs Fuß hohen Stauden mit ihren weichen, schönen, hellgrünen, lorbeerähnlichen Blättern und den lichtgelben Blumenstengeln, nehmen sich auf dem quarzigen, schneeweißen Alluvialboden, in dem sie am besten gedeihen, doppelt frisch und saftig aus. Die Blüthezeit der Pflanze ist im Jänner, die Frucht reift im April, wenn der Saft in der Staude am reichsten ist. Im Mai fängt die Entborkung der Zweige an und währt bis

¹ Sir Emerson Tennent bestreitet indeß in seinem Werke (1. Band, Seite 599), daß Ceylon die Urheimat der Zimmtstaude sei. In keinem europäischen oder asiatischen Schriftsteller bis zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts findet sich des Zimmtes als eines Productes oder Handelsartikels von Ceylon Erwähnung gethan. Obgleich derselbe bereits in den frühesten Zeiten aus Afrika durch Arabien nach Europa eingeführt wurde, erhielten die mit der Insel handelstreibenden Kaufleute erst um das zwölfte oder dreizehnte Jahrhundert Kenntniß von dem Vorkommen dieses wichtigen Gewürzes auf der Insel. Der gelehrte Monograph hält Afrika für die Urheimat der Zimmtstaude.

October. Das Abschneiden und Einsammeln der einjährigen daumenstarken Schößlinge ist sehr mühsam und erfordert viele Hände. Jeder Arbeiter schneidet so viele Stöcke ab, als er in einem Bündel zu tragen vermag, dann löst er mit der Spitze eines krummen Messers geschickt die ganze Rinde vom Holze, schabt mit großer Vorsicht die graue Oberhaut und die Bast-schichte herab und legt die abgestreifte, nur pergamentstarke Zimmtinde in die Sonne, wo sie trocknet und sich zusammenrollt. Vor der Hütte, wo das Abschälen der Zimmtinde vorgenommen wird, verbreitet sich wie beim Abbrechen eines Blattes oder Zweiges, ein ungemein lieblicher aromatischer Geruch. Was jedoch Reisende vom Dufte der Zimmtwälder erzählen, welcher Vorüberschiffenden schon aus weiter Ferne entgegenwehen soll, so scheint dieser Wohlgeruch wohl mehr von anderen aromatischen Gewächsen, an denen die Insel so reich ist, als von Zimmtwäldern herzurühren, die selbst in der nächsten Nähe keinen Duft ausathmen. Die beste Sorte Zimmt ist nur so dick wie starkes Papier, dabei fein, weich, hellbraun oder goldgelb, süß und pikant; die roheren Sorten sind dickhäutiger, dunkelbraun, erhitzend, stechend und hinterlassen einen bitteren Nachgeschmack. In den Waarenniederlagen wie beim Schiffstransport werden die sortirten, gerollten Zimmtinden und Röhren in einander gesteckt, in vier Fuß lange Ballen zu 90 Pfund Gewicht gepackt, und eingenäht. In alle Lücken und Zwischenräume der Lager wird eine bedeutende Quantität Pfeffer gestreut, um den Zimmt bei der Meeres-überfahrt zu conserviren, wodurch beide Gewürze gewinnen sollen. Der schwarze Pfeffer zieht die überflüssige Feuchtigkeit an sich und erhöht den Duft des Zimmtes.

In Folge der Abnahme des Zimmtbaues, an welcher allerdings eine veränderte Geschmacksrichtung der Völker und der dadurch im Allgemeinen geringere Verbrauch dieses einst so allgemein beliebten Gewürzes wesentlich Ursache sein mag, hat sich die Cultur des Kaffeebaumes auf Ceylon in den letzten 20 Jahren verzehnfacht, und nur der Mangel an Arbeitskräften ist Ursache, daß dieselbe bei den glänzenden Vortheilen, die sie bietet, nicht noch mehr zugenommen hat. In 27 Districten bestehen dermalen 404 Kaffee-pflanzungen von einem Flächeninhalte von 80.950 Acres Land, von denen jedoch nur 63.771 Acres bereits tragfähig sind. Diese lieferten in den letzten Jahren durchschnittlich 347.100 Centner jährlich oder $5\frac{5}{10}$ Centner per Acre. Dazu kommt noch die Cultur der Eingeborenen, welche 36.000 Acres

Kaffeeplantagen besitzen und im Jahre 1859 allein an 180.000 Centner ausführten. Man kann annehmen, daß der Kaffeebaum die Insel Ceylon von einer gewöhnlichen englischen Militärstation zu einer der blühenden Colonien des britischen Reiches zu erheben im Begriffe steht. Vor zwanzig Jahren wurden noch kaum 60.000 Centner Kaffee im Werthe von 180.000 Pfund Sterling exportirt. Im September 1858 betrug die Ausfuhr über 600.000 Centner, welche an Ort und Stelle 1,500.000 Pfund Sterling wertheten. Wenn Geld und Arbeitskräfte ausreichen, hörten wir einen durchaus nicht sanguinischen Bewohner der Insel sagen, so dürfte der Zeitpunkt nicht mehr ferne sein, wo Ceylon in seinen Bergdistricten 240.000 Acres mit Kaffeebäumen bepflanzt hat, welche jährlich mindestens 1,680.000 Centner Kaffee liefern. Hier wie in den Hochebenen von Guatemala und Costa Rica sehen wir den tröstlichen Beweis, wie eine der wichtigsten Culturpflanzen für den civilisirten Menschen auch ohne den Fluch der Sklaverei mit großem Vortheil gebaut werden kann, und die Länder, in denen sie gedeiht, reich und glücklich macht! ¹

So glänzende Resultate die Cultur des Kaffeebaumes lieferte, eben so ungünstig fielen die seitherigen Versuche mit der Anpflanzung des Zuckerrohres aus, derart, daß von den zahlreichen, durch Europäer angebauten Plantagen gegenwärtig nur mehr fünf auf der ganzen Insel übrig geblieben sind. In allen jenen Gegenden, wo die Temperatur dem Gedeihen des Zuckerrohres förderlich wäre, scheint die Beschaffenheit des Bodens und eine zu große Feuchtigkeit seinem Fortkommen im Wege zu stehen.

Dagegen besitzt die Insel zwei Producte, in denen nur wenige bevorzugte Punkte der Erde mit ihr zu rivalisiren vermögen, und welche in dem Maße an Bedeutung und Wichtigkeit zunehmen dürften, als die Wissenschaft bei deren Ausbeute sich betheiligen wird. Diese Producte sind Perlen und Edelsteine.

Die reichsten Perlenbänke liegen an der Westküste Ceylons, zwischen dem 8. und 9.° nördl. Br. an den flachen traurigen Gestaden von Condatchy, Aripo und Manaar. Die Perlenfischereien stehen unter der Aufsicht der Regierung und deren Ausbeute ist ihr Monopol. Frühere Gouverneure hatten aber

¹ Der Kaffeebaum hat zwar auf Ceylon vielfach von einem Insect, dem sogenannten Kaffeekäfer oder coffee-bug (*Lecanium Coffeae*) zu leiden; da aber dieses schädliche Insect bereits seit dem Jahre 1843 die Kaffeeplantagen heimsucht, und diese Cultur gleichwohl seither in so überraschender Weise sich vermehrt hat, so scheint nicht zu fürchten, daß der Kaffeebaum durch diese *Coccus*-Species in ähnlicher Weise zerstört wird, wie die Weinrebe durch die berühmte Pilzart.

zu sehr auf die Unersehöpflichkeit dieses Naturschatzes gesündigt, und, in ihrer blinden Sucht die Staatscassen zu füllen, die Musternbänke derart ausgefischt, daß dieselben plötzlich von einer Einnahmsquelle zu einer kostspieligen Last der Regierung wurden, und von 1838 bis 1854 gar nicht mehr gefischt werden konnte. Von einer Summe von 120.000 Pfund Sterling jährlich, war der jährliche Ertrag auf 10.000 Pfund Sterling herabgesunken, wovon fast die Hälfte die Auslagen verschlangen. Man ging nun bedächtiger zu Werke und ließ vor allem die Musternbänke an der Westküste durch einen einheimischen Naturforscher, Dr. Kelaart, wissenschaftlich untersuchen. Wir hatten das Vergnügen, diesen tüchtigen, anspruchlosen Mann in Colombo persönlich kennen zu lernen, und von ihm mit einigen Memoiren über seine neuesten naturgeschichtlichen Forschungen über die Perlenmuster beschenkt zu werden. Derselbe hat durch seine verschiedenen Untersuchungen namentlich zwei für die Perlenfischerei höchst wichtige, bisher völlig unbeachtet gebliebene Thatsachen dargethan: die Fortbewegungsfähigkeit des Thieres und die unschädliche Versetzung desselben von einem Orte nach dem andern, ja sogar aus Salzwasser in Brackwasser. Die erste Wahrnehmung erklärt das zeitweilige Verschwinden der Perlenmuster an gewissen Localitäten, auch wenn diese nicht aus allzu großer Sucht nach Gewinn unverhältnißmäßig ausgebeutet wurden; die letztere eröffnet dagegen die glänzende Aussicht, der Perlenmuster gleich der künstlichen Fischzucht oder den Colonien der eßbaren Muster im südlichen Frankreich eine beliebige Verbreitung zu geben, und sie nach Plätzen zu verpflanzen, welche den Bedingungen ihres gedeihlichen Wachstums am meisten zusagen. Was für ein gewaltiger Gedanke, die Meeresküsten Ceylons mit Perlen zu besäen, und den Reichthum der Insel an kostbaren Steinen auf der Erdoberfläche noch zu verdunkeln durch seine Schätze in der Tiefe des Meeres!

Gerade zur Zeit unserer Anwesenheit in Colombo wurden wieder große Vorbereitungen für den Perlenmusterfang in Aripo getroffen, welcher jährlich anfangs Februar beginnt und ungefähr zwanzig Tage hindurch dauert. Es ist zugleich eine Art Volksfest, dem der Gouverneur und ein großer Theil der reichen Classe der Bevölkerung beiwohnen. Zu gewöhnlichen Zeiten der Inbegriff des Deden und Trostlosen, ein grauenhaftes Steldichein von unerträglicher Hitze, lästigen Fliegen, Schmutz und üblem Geruch, belebt sich diese Gegend während der Perlenfischerei mit Tausenden von Booten und Hunderttausenden von Menschen, welche die verlockende Aussicht auf raschen, großen

Gewinn oder die Seltzaamkeit des Schauspieles sogar aus fernen Theilen des indischen Continents herbeilockt. Wie mit einem Zauberschlage entsteht plötzlich eine Stadt von Zelten und Hütten aus Bambus und Arecapfählen, bedeckt mit Palmenblättern, Reißstroh oder buntem Wollzeuge; Verkaufsbuden wachsen gleichsam über Nacht aus der Erde heraus, um sowohl die herbeigeströmte Menge auf dem Lande, als auch die Flotte von Seeluten und Tauchern mit Bedürfnissen aller Art zu versehen. Abenteuerer und Taschenspieler treten auf, gewandte Diebe schleichen sich ein, alle indischen Sitten und Trachten kommen zum Vorschein, jede Kaste ist vertreten, Priester und Anhänger jeder Secte gesellen sich hinzu, Gaukler und Tänzerinnen versuchen die lärmende Menge zu belustigen.

Man hat nach mehrfachen Versuchen die Ueberzeugung erlangt, daß kein Tauchapparat die menschliche Maschine ersetzen könne, welche überdies keine andern Kosten verursacht, als den vierten Theil der gefischten Perlenaustern, den sogenannten Taucherantheil oder *diver's share*. In jedem Boote oder Dhonie befinden sich zehn Taucher und zehn Assistenten. Bevor die Taucher hinabfahren, werden noch in den Booten so wie am Ufer von sogenannten Seeungeheuer-Beschwörern verschiedene Ceremonien verrichtet und Zauberformeln hergemurmelt; ja der Aberglaube der Taucher, welche meistens von der Koromandel-Küste kommen; ist so groß, daß keiner, ob Gözendiener oder Katholik, ohne solche Zauberer sich zu diesem Geschäfte gebrauchen lassen würde¹ und die Regierung sogar gezwungen ist, diese Betrüger zu bezahlen. Sie erhalten aus jedem Boot den Ertrag von 10 Austern.

Indeß sind Unglücksfälle durch Haiische sehr selten, indem der Lärm im Wasser von mehr als 1000 Tauchern die Thiere einzuschüchtern scheint. Auch soll den Indiern die dunkle Hautfarbe ihres Körpers manchen Schutz gewähren, so daß es viele giebt, welche ihre Beine schwärzen, um die Seeungeheuer noch mehr zu erschrecken.

Nach diesem Vorspiele fahren die Taucher mit einem forbartigen Netze, um darin die gefischten Austern zu versorgen, in die Tiefe — am Körper einen Stein von 15 bis 25 Pfund Schwere befestigend, um desto schneller zu sinken und auf den Grund zu gelangen. In ungefähr fünf bis sechs Faden Tiefe angekommen, läßt der Taucher den Stein los, welcher sogleich zurückgezogen wird; er selbst aber wirft sich aufs Angesicht, hält sich am Boden

¹ In den letzten Jahren war das Haupt der Haiischbeschwörer sogar ein Katholik.

fest, und rafft schnell alles auf und zusammen, womit er seinen Korb füllen kann. Er kriecht deßhalb während der Minute seines Untertauchens über einen Raum von 40 bis 50 Fuß hinweg; sobald er an dem Seile seines vollen Flechtkorbes schüttelt, wird dieser schnell emporgezogen, und er selbst folgt ihm rasch nach oben.¹

Die möglichste, äußerste Grenze des Tauchens scheint bis zu einer Meeres-tiefe von 40 Fuß zu sein, dann kommt den Tauchern meist etwas Blut aus Nase und Ohren. Nur selten bleiben sie länger als 50 bis 60 Secunden im Wasser, obwohl es welche giebt, die 80 und selbst 84 Secunden lang unterzu-tauchen vermögen. Das Tauchen wechselt 5 bis 6 Stunden ohne Unterlaß, so daß jeder der zehn Taucher eines Bootes im Laufe eines Tages 1000 bis 4000 Aустern herausschafft. In einem Korbe können bei günstigem Fange bis 150 Aустern heraufkommen, während zuweilen ein magerer Boden nur fünf oder zehn Aустern erbeuten läßt. Sobald die Aустern ans Land gebracht sind, werden sie in vier Theile gesondert, von denen einer den Tauchern als Antheil gehört, und die übrigen drei in Haufen von 1000 Stück dem Meistbietenden verkauft werden. Nun beginnt die Speculation. Der Zufall herrscht hier eben so mit seinen wunderlichen Launen wie bei der Lotterie oder einem andern Glücksspiele. Manchmal enthält eine einzige Auster 30 bis 40 und noch mehr Perlen, von denen einige an Ort und Stelle zehn Gulden werthen; zuweilen aber trifft es sich auch, daß in mehreren hundert Aустern keine einzige Perle gefunden wird. Die ganz kleinen unbrauchbaren Perlen, auch Saatperlen (seed pearls) genannt, werden zum Brennen des Perlen-falkes für die reichen Malahen verwendet, deren Luxus darin besteht, diesen kostbaren Kalk mit Betel und Arcanuß zu kauen. Glanzlose Perlen lassen die Ceylonesen zuweilen mit anderen Körnern einem Hühne verschlucken, in dessen Kropf nach mehreren Minuten dieselben einen Glanz gewinnen; der Kropf wird sodann aufgeschnitten und die Perlen glänzend weiß wie aus der schönsten Perlenmuschel herausgenommen.²

¹ Die Taucher sind meist ältere Männer, von kräftigem gesunden Aussehen, der allgemeinen Annahme widersprechend, daß tiefes Tauchen den Körper schwächt und das Leben verkürzt. Man erzählte uns sogar von einem Taucher während der Perlenfischerei im Jahre 1856, welcher so dick war, daß er außer dem gewöhnlichen Taucherstein noch ein besonderes Gewicht um seinen Leib befestigen mußte, um sich unter Wasser zu erhalten.

² Dieses auch von anderen indischen Völkern angewendete Verfahren, glanzlose Perlen Hühnern, Tauben und Enten zum Verschlucken zu geben, um, nachdem sie einige Zeit in den Thiermagen verweilt

Die Perlenaustern, welche an den Küsten von Ceylon gefunden werden, sind alle von der nämlichen Species (*Meleagrina margaritifera*), oval, von einerlei Form und haben $9\frac{1}{2}$ Zoll im Umfang. Ihre jährlich daselbst gefischte Zahl beträgt mehrere Millionen Stück. Im Jahre unserer Anwesenheit auf Ceylon (1858) brachte die Perlenfischerei 24.120 Pfund Sterling ein. Nach den neuesten uns vorliegenden Daten waren im Jahre 1859 während achtzehn Tagen 1352 Boote mit der Perlenfischerei beschäftigt, welche 9,534.951 Austern auf die Oberfläche schafften, die um 48.216 Pfund Sterling verkauft wurden. Der Antheil der Taucher betrug zusammen 2,126.749 Austern.

Die vielverbreitete volksthümliche Annahme, daß das Vorkommen der Perle in der Auster eine krankhafte Erscheinung sei, wurde durch wissenschaftliche Untersuchungen längst widerlegt, und wenn Heinrich Heine im *Romanzero* singt:

„Diese weltberühmten Perlen
Sind nur der bleiche Schleim
Eines armen Austerthieres,
Das im Meergrund blöde kränkelt“

so ist dies mehr ein poetisches Bild, als wissenschaftlich begründet. Wir verdanken namentlich in neuester Zeit dem deutschen Naturforscher Theodor v. Hefling eine umfassende und höchst anziehende naturwissenschaftlich-historische Beschreibung der Perlmuscheln und ihrer Perlen,¹ worin dieser Gelehrte nachzuweisen sucht, daß die Bildungsstätte der Perlenkerne der Mantel des Thieres ist, und zur Entstehung derselben sowohl äußere als innere Ursachen beitragen. Die ersteren sind bedingt durch die Eigenthümlichkeit des Gefäßsystemes, nach außen offen zu stehen; dadurch dringen mit dem einströmenden Wasser fremde Körper, wie Quarkörnchen, Pflanzenmoleculen u. dergl., in den Kreislauf, werden entweder innerhalb oder außerhalb der Gefäße, nachdem deren Wandungen eingerissen sind, ins Parenchym der Organe, namentlich des Mantels abgelagert und mit der Substanz der Schalenschichten umgeben. Die innere Ursache hängt dagegen mit den Bildungs- und Wachstums-

hatten, durch die vorhandenen Säuren gereinigt zu werden, hat sich indes niemals als wirklicher Gewinn bestätigt. Genaue Versuche haben z. B. gelehrt, daß 4 Perlen von 12 Gran Gewicht nach zwölfstündigem Aufenthalte in einem Taubenmagen um 4 Gran abnahmen, während andere 8 Perlen, 30 Gran schwer, nach zweitägigem Verbleiben um 20 Gran leichter wurden.

¹ Die Perlmuscheln und ihre Perlen, naturwissenschaftlich und geschichtlich mit Berücksichtigung der Perlengewässer Bayerns beschrieben von Theodor v. Hefling. Leipzig 1859.

verhältnissen der Schale zusammen. Molecüle, einzelne Körner, Körnerconglomerate von 9.01 bis 0.05 Linien derjenigen Substanz, aus welchen die Epidermis der Schalen besteht, geben fast in der Regel den Kern der Perlen ab, welcher bis zu einem gewissen Grade als eine nicht zur Schalenbildung verwendete Epidermismasse betrachtet werden mag. Die Perlen sind also die freien, im Thiere vorkommenden, aus den Schalenstoffen bestehenden Concretionen, welche streng von den verschiedenartigen Auswüchsen der inneren Schalenoberfläche zu unterscheiden sind.

Die große Wichtigkeit der Perle als Gegenstand des Schmuckes und Handels hat es an zahlreichen Versuchen, auf künstlichem Wege Perlen zu erzeugen, nicht fehlen lassen, indem man in die Muschelthiere, zwischen Mantel und Schalen, bald mit, bald ohne Verletzung derselben, fremde Körper einführte. Namentlich verstehen es die Chinesen, kleine künstlich ausgearbeitete Körper in die Schalen der Perlenmuscheln zu legen, welche sich nach einiger Zeit mit der Perlenmuttermaterie überziehen. In der Nähe von Houtchou-fu wird die Manufactur der künstlichen Perlen in großer Ausdehnung betrieben. Wir sahen selbst während unserer Anwesenheit in Hongkong und Shanghai mehrere Muschelschalen, in welchen sich über kleine zierliche Figürchen, meist Buddha sitzend darstellend,¹ ein Perlenmutter-Ueberzug gebildet hatte, und deren eigenthümliches Ansehen einen Augenblick lang dem Verdacht Raum gab, die Perlen seien durch irgend einen Klebstoff an die Muschel befestigt worden. Allein man hat so vielfach Gelegenheit gehabt, sich von dem ganzen dabei beobachteten Verfahren zu überzeugen, um mit Bestimmtheit annehmen zu können, daß diese künstlichen Formen mit großer Behutsamkeit in das Thier eingeführt werden und sich im Wasser schon nach einigen Tagen durch eine häutige Ausscheidung an die Muscheln befestigen. Dieses Häutchen ist später mit Kalkstoff durchdrungen und endlich haben sich rings um den Kern Schichten von Perlenmutter gebildet, welche in der Form mit den kalkartigen Concrementen von anderen Thieren übereinkommen.

Außer diesem Reichthume an Perlenmuscheln bieten die nördlichen Küsten Ceylons besonders zwischen der Insel Manaar und Karativo Bänke der

¹ Wie alt dieses Verfahren ist, beweist unter andern der Umstand, daß die Topographie von Tschikiang von einer Perle erzählt, welche im Jahre 490 vor Christus an den kaiserlichen Hof zu Peking gesendet wurde, die Aehnlichkeit mit Buddha hatte und offenbar auf gewöhnliche Weise entstanden war, wenngleich Tempelpriester auch zu jener Zeit es nicht verschmähten, ein Resultat künstlichen Verfahrens oder ein Spiel der Natur im Interesse ihrer Religionslehre auszubeuten.

Chank-Schnecke (*Turbinella rapa* und *Turbinella gravis*), welche in großer Menge nach Indien ausgeführt wird, wo die Frauen der Hindus dieselbe, in Form von Ringen aller Größen zersägt, als Ornamente an Armen und Beinen, Fingern und Behen tragen. Die Chank-Schnecke ist zugleich ein Hauptinstrument der Buddhisten, welche nebst anderen frommen Uebungen drei Mal des Tages im Tempel auf derselben blasen.¹ Dieselbe dient ferner den indischen Tempeln als ein Festschmuck und als ein Todtengeschenk, das man den Leichen der Vornehmen unter dem Einflusse eines religiösen Vorurtheils ins Grab mitgiebt.

Die Juwelen der Insel zeichnen sich weniger durch ihren Reichthum als durch die große Mannigfaltigkeit der vorkommenden kostbaren Steine aus. Dieselben finden sich mit wenig Ausnahmen ausgewittert aus dem Urgestein im Alluvialboden und vorzüglich um den Außenrand des Gebirgslandes, wo sie in den Flußbetten mit den Flußkieseln als Gerölle vorkommen oder aus dem Alluvium herausgewaschen werden. Bis jetzt hat man sie nur merkantilisch ausgebeutet und selbst dies nur in höchst mangelhafter Weise, indem man noch niemals die Felsmassen selbst exploitirte, in deren Gerölle die Edelsteine enthalten sind und mit demselben in die Flüsse gelangen. Genaue Untersuchungen über den Edelsteinreichthum der Insel fehlen dagegen noch immer, wennschon der englische Mineralog Dr. Gygax in den letzten Jahren über diesen Gegenstand manche interessante Beobachtungen und Mittheilungen veröffentlicht hat. Der reichste Fundort für kostbare Steine ist noch immer der District von Saffragam, daher auch dessen Hauptstadt: Ratnapura oder Anarhadnapoora „die Stadt der Rubine“ genannt wird. Indes werden auch in anderen Theilen der Insel, in den westlichen Ebenen zwischen dem Adamspik und dem Meere, Neuera-Ellia, Kandy, Matelle und Ruantwelli nahe bei Colombo, sowie in Matura und den östlichen Flußbetten, gegen das alte Mahagam zu, edle Gesteine gefunden. Der Geolog der Expedition besuchte einige Edelsteingruben in der Nähe von Ratnapura. Diese liegen am Kallugajella, einem kleinen Nebenflusse des Kallu-Ganga, und zwar theils im Flußbette selbst, theils am rechten Ufer. Sie sind mitunter 30 Fuß tief, standen aber, da gerade nicht gearbeitet wurde, voll Wasser. Die oberste Schichte

¹ Nach den ältesten Annalen der Singhalesen wird die Chank-Schnecke in einem der oberen Himmel von Halbgöttern (gleich den muschelblasenden Tritonen der griechischen Mythologie) zu Ehren Buddha's geblasen, wenn dieser auf der Erde wandelt. Vgl. Ritter's Asien. IV. 2. Abth., Seite 160.

dieser Gruben ist eine mächtige, gelbe, bohnerzföhrrende Lehmschichte, vollkommen von dem Aussehen unserer Diluviallehme. Darunter folgt nach der Aussage des Grubenbesizers fetter, schwarzer Thon und thoniger Sand, hierauf bituminöser Thon mit vielen organischen Resten, Blättern, lignitartig veränderten Holzstämmen, und nicht selten auch mit Elefantenzähnen und Thierknochen, sodann Sand und endlich eine Geröllbank mit rothem und gelbem, bisweilen blauem Thon, dem sogenannten stone gravel. Diese Geröllbank ist die edelsteinföhrrende Schichte, und zwar sollen die Juwelen hauptsächlich zwischen dem gröberem Gerölle gefunden werden, und dasselbe ganz besonders reich daran sein, wenn sich das sogenannte Malave darunter findet, ein, wie es scheint, grünlicher, talkartiger, halbzersehter Glimmer. Die werthvollsten, in diesen Gruben gewonnenen Steine sind Rubine und Saphire. Auch im Kalluganga werden Edelsteine gewaschen und als der Geolog der Expedition von Ratnapura in einem Boot nach Caltura den Fluß hinabfuhr, sah derselbe an mehreren Punkten, besonders oberhalb kleiner Stromschnellen, Männer im Wasser stehen mit flachen Körben, in denen sie den Sand und das Flußgerölle ausschlämmt.

Die auf der Insel gefundenen kostbaren Steine sind Rubine, Saphire, Topase, Amethyste, Granaten, Cannelsteine und Turmaline. Dagegen sind alle Diamanten, Smaragde, Carneole, Achate, Opale und Türkise, welche von den Eingeborenen zum Verkauf ausgebaut werden, aus Indien importirt. Ein Edelstein, welchen die Singhalesen ganz besonders hoch schätzen, weil sie irrthümlich glauben, daß derselbe der Insel Ceylon allein eigen sei, während derselbe auch an der südlichen Küste von Hindostan gefunden wird, ist das Katzenauge (cat's eye der Engländer), ein grünlicher durchsichtiger Quarz, welcher nach seiner natürlichen Form oder en cabochon geschliffen, im Innern einen eigenthümlichen, muthmaßlich durch das Vorhandensein von Asbestfasern hervorgebrachten Reflex giebt, und in der That manche Aehnlichkeit mit dem Auge einer Katze hat. Die Eingeborenen schätzen die Vollkommenheit dieses Edelsteines nach dem Maße der Enge und Schärfe seines Strahles und der reinen olivenfarbigen Tinte des Grundes, über welchem dieser spielt.

Eine große Anzahl Menschen geben sich dem aufregenden und unsicheren Geschäfte des Edelsteinsuchens hin, und vertauschen ihren Fund meist an mohamedanische Kaufleute gegen Kleider und Salz. Da aber die Eingeborenen

selbst die Juwelen sehr hoch schätzen, wegen der Leichtigkeit sie zu verbergen und mit sich zu nehmen, so finden feinere Sorten im Lande stets raschen und vortheilhaften Absatz, und es tritt daher häufig, wie wir uns persönlich überzeugten, der eigenthümliche Fall ein, daß Edelsteine in Colombo und Galle theurer verkauft werden als auf europäischen Märkten. Die Erscheinung mag wohl auch darin ihren Grund haben, daß der reichliche Zufluß an Edelsteinen nach dem Londoner und Pariser Markte aus allen juwelenbergenden Theilen der Erde keine so bedeutenden Preisfluctuationen gestattet wie auf Ceylon, wo der jeweilige Vorrath so unsicher ist, und der Preis der Waare fast immer vom Range und dem Reichthume des indischen Käufers abhängt. Der fremde Reisende kann sich vielfach eines Gefühles der Uebersaschung nicht entwehren, wenn er die Finger des stattlichen mohamedanischen Juwelenhändlers mit Ringen aus kostbaren Edelsteinen geschmückt sieht, welche demselben nur zu exorbitanten Preisen feil sind.

Der Werth der im Laufe eines Jahres auf Ceylon gefundenen Edelsteine aller Art, von denen mindestens ein Viertel im Lande selbst bleibt, die Hälfte nach dem juwelenlüsternen Indien wandert, und nur ein Viertel nach Europa exportirt wird, soll indeß nach Sir Emerson Tennent nur ungefähr 10.000 Pfund Sterling betragen.

Die kurze Zeit, welche wir in Colombo zubrachten, wurde eifrig benützt, um möglichst viel des Interessanten zu sehen. Unter anderm besuchten wir daselbst eine der großartigsten industriellen Unternehmungen auf Ceylon, die sogenannte Sultsdorfer Mill, eine durch Actien gegründete Kokosnußöl-Fabrik, deren Haupttheilnehmer der österreichische Consular-Agent Herr David Wilson ist.¹ Hier geschehen alle Verrichtungen, die Bereitung der Delfuchen aus der Kokosnuß, das Pressen des Deles u. s. w. durch großartige, theils in England, theils im Lande selbst gebaute Apparate, welche durch Dampfmaschinen in Bewegung gesetzt werden.² Aber auch der Antheil, den die Eingeborenen an dieser Fabrication nehmen, von welchen über tausend zu den verschiedensten

¹ In geologischer Beziehung ist das mächtige Torflager nördlich von Colombo unmittelbar am Meeresufer interessant, wo der Torf für die erwähnte Delfabrik gewonnen wird.

² Die gewöhnlichen Delmühlen auf Ceylon sind weit primitiverer Natur und werden meist von einem bis zwei Ochsen getrieben. Der Kern der Kokosnuß wird in dem konischen Loche eines Holzstockes durch fortwährende Kreisbewegung eines spitzen Blockes zerquetscht und so vom Dese befreit. Knaben oder Mädchen leeren mit kleinen Kokoschälchen, indem sie an dem Blocke herumgehen, das Del in einen größeren Behälter hinüber. Läßt sich dasselbe nicht mehr abschöpfen, so wird es mit einem Lappen aufgesogen und dann mit der Hand ausgepreßt.

Arbeiten verwendet werden, ist kein unbedeutender und unwichtiger, weil nur dort, wo es sich um den Aufwand einer gewaltigen übermenschlichen Kraft handelt, Maschinen in Verwendung sind, während alle Nebenproducte, wie Kerzen, Seife und Parfümerien, so wie Arbeitswerkzeuge und Geräthe, ja sogar die Fässer und Kisten zum Transporte der gewonnenen Producte, durch Menschenhände erzeugt und gefertigt werden.

Es gewährt dem denkenden Besucher kein gewöhnliches Interesse, viele Hundert Singhalesen, Hindus und Mozambique-Neger mit den reichsten Erfindungen des neunzehnten Jahrhunderts in so vertrauter Weise umgehen zu sehen. Hier sind eine Anzahl Farbiger an hydraulischen Pressen und eisernen Drehbänken beschäftigt, in einem andern Saale sieht man sie Maschinenbestandtheile construiren oder zusammensetzen, die Dampfkraft eines in Thätigkeit befindlichen Apparates reguliren oder das gewonnene Product mit scrupulöser Genauigkeit untersuchen und prüfen. Unscheinbar und doch folgenschwer tritt hier die europäische Industrie in ihrer ganzen Großartigkeit als culturförderndes Element bei einem Volke auf, das sich bisher für christliche Civilisation so wenig empfänglich zeigte.

In den großen Waarendepots, welche Herr Wilson besitzt, sahen wir auch ganze Hügel von Kauris oder Cowries (*Cypraea moneta*) aufgehäuft, jene berühmte oder vielmehr berüchtigte Muschelsorte, welche von den Malediven kommt und im Handel mit der Küste von Malabar und dem Innern Afrika's eine so wichtige Rolle spielt, indem sie hier die einzige Münze bildet, für welche nicht nur alle Arten von Landesproducten, sondern sogar schwarze Menschen eingetauscht werden.¹ Diese Muscheln gehen von Ceylon nach London, und von dort wieder nach der Ostküste Afrika's, und unterstützen in so fern indirect den Sklavenhandel, als einheimische Kaufleute für diese bei den afrikanischen Stämmen als Geschmeide ungemein beliebten Muscheln, Neger und Negerinnen eintauschen, um dieselben wieder an „Speculanten in Menschenfleisch“ zu verkaufen. Eine Tonne solcher Muscheln, von welchen die kleinere Sorte die beliebtere und daher werthvollere ist, kostet in Ceylon 70 bis 75 Pfund Sterling.

Der Güte und Theilnahme des Herrn Wilson, in dessen reizender Villa zu Mootwall, welche uns durch Bauart und Einrichtung so lebhaft an die

¹ Die malayische Bezeichnung der Muschel ist „beya“, gleichbedeutend mit Pflicht, Zoll, Steuer, und läßt vermuthen, daß dieselbe seit undenklichen Zeiten im Verkehr der asiatischen und afrikanischen Völker die Stelle unserer Münzen und Werthzeichen einnimmt.

schönen Landſiße der Zuckerpflanze in der Louisiana erinnerte, wir den letzten Abend unseres Aufenthaltes in Colombo zubrachten, verdanken wir zugleich die Erwerbung der ältesten Annalen der Insel Ceylon, welche mit eisernen Griffeln in der hochgepriesenen Palisprache auf Blätter der Talipotpalme geschrieben und zwischen reich verzierten Deckeln aus dem kostbaren Holze des Kalamanderbaumes (*Diospyros hirsuta*) verwahrt sind. Die wohl erhaltenen Manuscripte umfassen unter andern das vielgefeierte Heldengedicht „Mahawanso“ (Abbreviatur von Mahantaman Wanso, Genealogie des Großen), welches in 100 Capiteln und 9175 Versen die wichtigsten Daten über die innere Verfassung und Zustände der Insel, so wie über die Kämpfe nach außen von 543 vor Christo bis 1758 unserer Zeitrechnung enthält. Von dieser berühmtesten historischen Reliquie der Singhalesen wurden 38 Capitel auf 262 Quartseiten von einem gründlichen Kenner der Palisprache, George Turnour, ins Englische überſetzt und im Jahre 1837 in Ceylon gedruckt. Leider ist dessen Lieblingsgedanke, auch den Rest dieses höchst interessanten Werkes zu veröffentlichen, nicht in Erfüllung gegangen. Ueber seinen Wunsch schloß sich sein Grab. Doch soll gegenwärtig Aussicht vorhanden sein, die Uebersetzung des Mahawanso durch James de Alwis, einen würdigen Nachfolger Turnour's, vollendet zu sehen, im Falle nämlich durch die Munificenz der Regierung oder wissenschaftlicher Institute die nöthigen Mittel zur Ausführung eines in speculativer Beziehung so präferen Unternehmens geboten werden.

Nebst der Copie des Mahawanso haben wir in Colombo auch eine Anzahl anderer wichtiger singhalesischer Manuscripte auf Talipotblättern erworben, die Turnour theils bei seiner Uebersetzung des Heldengedichtes berieth, theils zu seinen andern Arbeiten über Ceylon benützte, und welche zahlreiche werthvolle, im Mahawanso nicht mitgetheilte historische Details enthalten. Diese ganze Sammlung der ältesten Annalen der Insel Ceylon, zu deren Ankauf uns der dienstfreundliche Herr Wilson in Colombo behülflich war, sind nebst andern, später erworbenen singhalesischen Handschriften auf Palmenblättern dem Bücherschatze der k. k. Hofbibliothek in Wien einverleibt worden.

Außer Herrn Wilson sind wir aber auch dem Colonial-Secretär Sir Charles J. MacCarthy, welcher die Güte hatte mehrere Mitglieder der Novara-Expedition mit Empfehlungsbriefen an die Behörden im Innern der Insel zu versehen; dem äußerst zuvorkommenden Herrn John Selby, Eigenthümer des Tagesblattes Examiner; dem Arzte und Naturforscher Dr. Kelaart;

dem Regierungs-Agenten für die westlichen Provinzen Herrn Ch. P. Layard, und dem General-Landvermesser Capitän Goffet für ihre mehrfachen Aufmerksamkeiten zu großem Danke verpflichtet. Letzterer hatte die Güte, uns zu einigen Libellen zu verhelfen, deren wir für eines unserer Nivelir-Instrumente dringend bedurften, und welche in dem Erdtheile, wo wir uns befanden, weit schwieriger zu erlangen waren als kostbare Perlen und edle Steine!

Unsere Rückkehr von Colombo nach Galle war mit nicht weniger kleinen Leiden verbunden, als die Hinfahrt. Bis nach Caltura, wo uns der liebenswürdige Pater Miliani mit seinem niedlichen Eingespänn bereits erwartete, um uns nach dem schönen Pfarrhause von St. Sebastian Makun zu führen, ging zwar alles ziemlich gut von Statten. Wir kamen gerade recht, um beim gastlichen Seelenhirten, wie verabredet war, das Frühstück einzunehmen. Unterweges nach dem Pfarrhause bezeigten die uns begegnenden Singhalesen dem Pater große Ehrfurcht. Sie warfen sich in der Regel auf die Erde, verhüllten ihr Gesicht und streckten den vorgeneigten Kopf wie zum Segen hin. Pater Miliani, welcher in der linken Hand die Zügel des Pferdes und in der rechten eine große lange Peitsche hielt, bog sich mit dem Körper etwas über das Cabriolet hinaus und befriedigte so die benedictions-süchtige Menge. Als wir uns schon ziemlich nahe dem Pfarrhause befanden, wurden wir plötzlich durch ein Paar Eingeborene angehalten, von welchen der eine sich den geistlichen Beistand des Paters für seine angeblich in den letzten Zügen liegende Frau erbat, während der zweite bereits die dazu nöthigen kirchlichen Utensilien aus der Sacristei von Makun mitgebracht hatte. Der Pfarrer, dem dieser Zwischenfall nichts weniger als gelegen zu kommen schien, hielt an, entschuldigte sich wegen dieser unerwarteten Verzögerung, gab einem von uns die Zügel des Pferdes, sprang vom Wagen, und entschwand in der Dunkelheit des Waldes. Aber es währte nicht lange, so erschien schon wieder die stattliche, schöne Gestalt des Pfarrers von Makun zwischen Kokospalmen. Derselbe hatte die Singhalesinn weit weniger bedenklich krank gefunden, als es die Aussage ihres Mannes vermuthen ließ, wie überhaupt die zum Christenthum bekehrten Eingeborenen schon beim geringsten Unwohlsein die Verabreichung der Sterbesacramente begehren sollen, weil sie von dieser geistlichen Arznei weit mehr Wirkung, als von den Medicinen ihrer Heilkünstler hoffen. Und nun gings wiederholt weiter im Galop bis zum Pfarrhause, was indeß einen devoten, gläubigen Singhalesen nicht abhielt, die ganze Strecke mit dem feurigen Pferde gleichen Schritt zu

halten, und dicht neben dem Wagen einherzulaufen. Wir wissen zwar nicht, geschah diese anstrengende Leibesübung aus Vorliebe oder aus Buße, aber es schien uns jedenfalls eine weit weniger verdienstliche als gesundheitsfeindliche Handlung.

In St. Sebastian Makun erwartete uns schon die ganze Gemeinde und gab uns über einen romantischen Hügel durch einen anmuthsvollen Palmengarten das Geleite bis zur Wohnung des Pfarrers. Hier fanden wir den Säulengang des Hauses festlich geschmückt, und mittelst tropischen Blumen und Früchten in eine blühende, duftende Gartenlaube verwandelt. Aus den in dünne Streifen geschnittenen Wedeln der Kokospalme hatten die erfindungsreichen Singhalesen verschiedene Vögel des Tropenforstes darzustellen versucht, welche in zierlichen Körbchen aus grünen Blättern zwischen den Festons hingen. Ueber dem Eingange in die improvisirte Laube aus Urwaldmaterial, war ein vom Pfarrer gemaltes Bild angebracht, einen großen Anker darstellend mit der italienischen Ueberschrift: „La speranza non confonde!“ Es war dies offenbar eine zarte Anspielung unseres aufmerksamen gemüthsvollen Hauswirthes auf die, während unseres ersten Besuches ausgesprochene Hoffnung des Wiedersehens bei der Rückkehr von Colombo, „die nicht getäuscht hatte“.

Im Innern der Laube schien eine überreich besetzte Tafel fast dem Gewichte der aufgetragenen Speisen nachgeben zu wollen, während außerhalb derselben mehrere mit Teppichen behängte Lehnstühle standen, und der gepflasterte Fußboden mit den glänzend grünen Blättern der *Ficus religiosa* bestreut war. Als wir uns auf diese Ehrenplätze niedergelassen hatten, stellten sich die Gemeindeglieder, mehrere Hundert braune Singhalesen (meist Männer und Kinder) im Kreise herum, und ein halb Duzend Tänzer begannen unter Trommelspiel einen wenig charakteristischen Tanz auszuführen. Die ganze Figur bestand darin, daß sie sich, indem sie dabei auf das dumpfe Instrument in ihrer Hand ziemlich derb schlugen, bald gegenseitig näherten, bald wieder von einander entfernten, und sodann ein paarmal in Kreisen drehten. Hierauf führte ein Kind von acht Jahren in glänzendem Costüm einen Tanz auf, den ein erwachsener Singhalese mit einem Gesang begleitete, und wobei Trommel und Pfeifen gleichfalls thätig waren. Wir frugen mehrere Male um den Sinn des Textes, welcher den Tanz begleitete, aber man vermochte uns keine deutliche Auskunft darüber zu geben. Ueberhaupt haben wir bei

verschiedenen primitiven Völkern die Wahrnehmung gemacht, daß sie über die Geschichte ihrer alten Tänze und Gesänge selbst nicht mehr recht im Klaren sind, und nur mechanisch angelernte Figuren nachmachen, oder überlieferte Worte hersagen, ohne sich über deren eigentliche Bedeutung Rechenschaft geben zu können. Wiederholt erhielten wir auf unsere Fragen bei ähnlichen Anlässen von Indianern, Negern, Chinesen, Malahen und Polynesiern bloß die trockene Antwort als Auskunft, daß sie nichts anderes uns zu sagen wüßten, als daß diese Gesänge und Tänze aus „alten, alten Zeiten“ stammen. Das Frühstück wurde in der Laube durch singhalesische Kinder gereicht. So oft sich der gastliche Pfarrer über die geringen Mittel, welche ihm zu unserer Bewirthung zur Verfügung standen, entschuldigte, wurde eine neue Speise aufgetragen oder eine andere Weinsorte aufgetischt, und man wußte nicht, sollte man mehr die Mannigfaltigkeit der Gerichte oder die köstliche Bereitung derselben rühmen.

Als wir im Laufe des Gespräches Pater Miliani fragen, ob er nicht Kenntniß von einheimischen Pflanzen habe, denen die Eingeborenen gewisse Heilkräfte zuschreiben, ließ er uns ein Flacon mit einer öligen Substanz bringen, welche nach Angabe der singhalesischen Heilkünstler aus 57 verschiedenen Wurzeln und eben so vielen Blüthen bereitet ist, und gegen Bisse giftiger Schlangen schon wunderbare Dienste geleistet haben soll. Sie wird von den Eingeborenen Visanili-Katail (Giftöl) genannt, und der Pfarrer von Makun bemerkte uns, selbst schon Gelegenheit gehabt zu haben, sich von der merkwürdigen Heilkraft dieser aus Vegetabilien bereiteten Substanz bei Personen zu überzeugen, welche von einer der giftigsten Schlangen der Insel, der *Cobra de capello* gebissen, durch den Gebrauch dieses Antidots wieder vollkommen hergestellt worden sind. Die Anwendung ist eine sehr einfache. Man reibt die Wunde damit ein und läßt außerdem den Gebissenen 15 bis 20 Tropfen des Deles innerlich nehmen. Leider waren wir nicht im Stande Näheres über die Ingredienzien zu erfahren, aus welchen das Visanili-Katail zusammengesetzt ist (von dem wir übrigens ein Fläschchen zur näheren Untersuchung mitnahmen), noch vermochte uns Pater Miliani über die Sitten, Gebräuche und Traditionen seiner singhalesischen Pfarrkinder Genaueres mitzutheilen. Er klagte uns nur, daß sie ungemein leidenschaftlich seien, und stets von einem Extrem ins andere fielen. Bezeichnend für die Vorstellungsweise der Eingeborenen ist folgender Zug, der uns vom Missionär gesprächsweise

mitgetheilt wurde. Als nämlich die Singhalesen sahen, daß uns der Pater so überaus warm und freundschaftlich empfing, frugen sie ihn, ob er uns wohl schon früher gekannt habe, indem sie sich zwischen völlig fremden Menschen eine solche Herzlichkeit nicht denken konnten. Der Pfarrer, den Eindruck wohl berechnend, welchen eine solche Antwort auf die gläubigen Gemüther seiner Pfarrkinder machen mußte, erwiederte, der Ruf seines Namens sei längst zu uns gedrungen gewesen, und wir wollten daher nicht vorüberfahren, ohne ihn zu begrüßen; doch, fügte er wohlwollend hinzu, habe auch er von der schönen Mission des österreichischen Kriegsschiffes längst Kunde gehabt, dessen Befehlshaber die Eingeborenen in der bombastischen Ausdrucksweise ihrer Muttersprache: „König des Meeres“ nannten. Beim Abschied verehrte uns der gütige Pfarrer einige interessante Gegenstände zur Erinnerung an Makun, während wir unsrerseits einen Geldbeitrag zum Ausbau der Kirche zurückließen.

Pater Miliani, die Musikbände, zehn bis zwölf wilde Gesellen mit allerlei barbarischen Musikinstrumenten, von denen sie einen nicht minder barbarischen Gebrauch machten, so wie eine lärmende, schreiende, lachende Menge halb nackter Singhalesen, mit langen, bis über die Achsel herabfallenden pechschwarzen Haaren, begleiteten uns bis zum Reisewagen. Hier verabschiedeten wir uns vom gastlichen Pfarrer, das Fuhrwerk setzte sich in Bewegung und die ganze braune Begleitung stob wild auseinander.

Kaum hatten wir die Mission St. Sebastian Makun im Rücken, so fing unsere Noth von neuem an. Schon auf einer der nächsten Stationen mußten wir von einem Einwohner für theures Geld ein Pferd miethen, weil das daselbst stationirte und für uns bestimmte untauglich war. Dies gab zu neuer Verzögerung Anlaß. Der Pferdevermiether war ein sogenannter eingeborener Doctor, der sich „native vaccinator“ nannte, und bitter darüber klagte, daß er für die von ihm an vier Tagen in jeder Woche besorgten Impfungen von der Regierung nur zwei Pfund fünf Schilling monatlichen Gehalt beziehe. Was er fürs Impfen zu wenig bekommt, scheint er durch Pferdeausleihen einbringen zu wollen, denn er rechnete uns für sechs englische Meilen zehn Schillinge an. Freilich führte dafür der native vaccinator selbst die Zügel und peitschte mit eigenen Händen die angespannte Mähre! Aber diese Auszeichnung wäre uns bald theuer zu stehen gekommen. Denn wir waren unter seiner Leitung kaum eine halbe Stunde gefahren, als plötzlich der Wagen mit

den beiden Hinterrädern in einem Graben lag, während dem Pferde die Kräfte fehlten, denselben wieder heraus zu ziehen. Um das Maß der Unannehmlichkeiten voll zu machen, fing es gerade im Augenblick, wo wir uns bemühten den Wagen wieder ins Geleise zu bringen, heftig zu regnen an, und wir wurden nun auch tüchtig durchnäßt. Einige dreißig junge Singhalesen, welche in ihrer Adamstracht den Wagen gaffend umstanden, konnten nur durch Drohungen aus ihrer passiven Stellung gerissen werden, und als sie endlich wirklich Hand anlegten, waren sie nahe daran, aus unzeitigem Eifer den Wagen auf der andern Seite in den Graben zu werfen. Nun wurde das stutzige Pferd gegen ein blindes umgetauscht. Einen Augenblick hofften wir, dasselbe werde vielleicht besser laufen, weil es nicht sah, was mit ihm vorging, aber unsere Erwartungen wurden bald furchtbar getäuscht. Die kurze Strecke, welche wir noch zurückzulegen hatten, schien nicht enden zu wollen. Es war bereits Mitternacht, als wir in Galle eintrafen, wo wir schon seit fünf Stunden von dem gastfreundlichen Hamburger Consul zum Diner erwartet wurden. Ein Theil der geladenen Gäste hatte bereits das gemüthliche Haus wieder verlassen, andere saßen noch am Whisttisch, als wir schwer ermüdet in den Salon traten. Die Ursache unseres sehr verspäteten Eintreffens war indeß durch eine flüchtige Skizze unserer Leidensgeschichte vor den Anwesenden rasch entschuldigt, und in heiterer Gesellschaft, bei einem vortrefflichen Souper, vergaßen wir bald alle die kleinen Qualen der jüngsten Vergangenheit.

Unter dem Einflusse einer anregenden, verlockenden Conversation über die Naturschönheiten der Insel wurden an diesem Abende noch manche Pläne zu weitem Ausflügen entworfen, allein bei reislicher Ueberlegung erwiesen sich alle aus Mangel an Zeit als unausführbar. Und so mußten wir leider auf das Vergnügen verzichten, das reizend gelegene Kandy und den berühmten Tempel mit dem Zahn Buddha's zu besuchen, dessen Besiß erst die Engländer in den Augen der Singhalesen zu den rechtmäßigen Herrschern des Reiches machte,¹ noch waren wir in der Lage, eine Elephantenjagd mitzumachen, obgleich diese Thiere auf der Insel noch in so großer Menge getroffen

¹ Die Legende dieser Reliquie, um welche so häufig Kriege geführt wurden, geht bis in das dritte Jahrhundert nach Christi Geburt zurück, wo Mahasana, der gläubig gewordene König von Ceylon, diesen Zahn für viele kostbare Gaben von einem befreundeten Calinga-König aus Bengalen erstand, der ihn durch seine Prinzen übersandte. Der Zahn Dahata Bahansa that sogleich Wunder, erleuchtete die ganze Insel, und verdrängte jede Irrlehre. Derselbe wurde sogleich in hundert Tücher gewickelt, und ein Tempel über ihn gebaut. Seitdem blieb er das Palladium Ceylons. Als dieser Zahn im Jahre 1560 im Tempel

werden, daß von einem einzigen Elephantenjäger, dem vor wenigen Jahren durch einen Blitzstrahl im Urwald getödteten Major Rodgers, mit Bestimmtheit erzählt wird, er habe im Laufe seines vielbewegten Lebens mit eigener Hand 1500 Elephanten erlegt. Doch wurde den Herren Dr. Hochstetter und Frauenfeld vom Expeditions-Commando die Erlaubniß ertheilt, auf Ceylon zurück zu bleiben und die Fregatte mit dem alle vierzehn Tage verkehrenden Dampfer in Madras wieder einzuholen, um noch den berühmtesten Hochgipfel Ceylons, den über 7000 Fuß hohen Adamspik besteigen zu können, wo der Sage nach der Stifter der Buddhalehre, als er zum letzten Male die Erde besuchte, auf die Bitte eines Priesters seine Fußstapfen (Sri-pada) als sichtbare Zeichen seiner Anwesenheit zurückgelassen hat. Wir lassen, um die Schilderung des Aufenthaltes der Novara auf Ceylon zu ergänzen, hier die wichtigsten Stellen aus den Berichten der beiden Expeditionsmitglieder folgen:

„Am 13. Jänner 1858 reisten wir auf dem Wege nach dem Adamspik von Colombo nach Ratnapura, eine ziemlich langsame, ermüdende Fahrt. An den Ufern eines Flusses trafen wir einen Elephanten, der als Straßenarbeiter dabei beschäftigt war. Während unser Fuhrwerk und Gepäck herbeigeschafft und wieder in Ordnung gebracht wurde, producirte derselbe verschiedene Künste, wie: Balanciren, Niederlegen, Rüsselaufheben und Trompeten, die er auf Geheiß seines Führers zum Besten gab, und wofür er einige Bananen als Lohn erhielt. Es scheinen diese Uebungen die erste Grundlage zur Zähmung zu bilden, da sie bei allen Elephanten, die wir noch später sahen, die nämlichen waren, mochten sie gleich diesem in Frohne arbeiten, oder als Luxus-thiere gehalten sein, oder im Tempeldienste verwendet werden.

Mittags langten wir in Ratnapura an, und da wir die nächste Tagesreise möglichst abkürzen wollten, so entschlossen wir uns noch Nachmittags nach dem sieben Meilen entfernten kleinen Dorfe Gilli-mali aufzubrechen. Wir hatten vom Regierungs-Agenten in Colombo, Herrn C. W. Lahard, Empfehlungsbriefe für den Assistenten Herrn Moohart in Ratnapura erhalten, den wir aber leider nicht zu Hause trafen. Daß jedoch unsere Briefe bald in dessen Hände gelangten, erfahen wir nächsten Tages an verschiedenen Vor-

zu Manaar von den Portugiesen unter Constantin de Braganza erobert wurde, bot der König den zelotischen Portugiesen 600.000 Goldstücke als Auslösungsgeld für denselben. Braganza hielt es indes für weit verdienstlicher, diesen Zahn zu zerstören. Aber er war wenig mit der Schlaubeit und den Dogmen buddhistischer Priester vertraut. Schon am darauffolgenden Morgen war der zerstörte Zahn, ein Mirakel, auf einer Lotosblume im Buddhatemple gefunden, wo ihn Buddha selbst niedergelegt hatte.

kehrungen, welche dieser gastfreundliche Mann mit großer Zuverlässigkeit allsogleich angeordnet haben mußte. Auf der zweiten Hälfte des Weges nach Gilli-mali überraschte uns die Nacht, und wir setzten nun unsere Wanderung durch dichtes Dschungel¹ mit Fackeln fort. Unsere Träger und Führer hatten nicht gerne in diesen Marsch gewilligt, theils der springenden Blutegel oder Litschi's wegen (wie sie diese gefürchteten Blutsauger in corrumpirtem Englisch nannten), welche hier besonders des Nachts entsetzlich lästig werden, theils aus anderen Besorgnissen. Sie recitirten abwechselnd mit schreiender Stimme singhalesische Strophen, oder riefen laut in die Ferne; ob zur Beschwörung böser Geister oder zur Verseuchung der Dschittahs oder Panther, welche in der durchwanderten Gegend nicht selten sein sollen, vermochten wir nicht zu ermitteln. Es währte nicht lange, so fingen wir selbst an, die Spuren jener unheimlichen Gäste der Landegel zu fühlen. Die nackten Hindus waren unablässig mit dem Abstreifen dieser peinlichen Blutsauger beschäftigt, und wir mußten von Zeit zu Zeit Halt machen, um die über die Stiefel durch die Beinkleider an die Haut gelangten Springegel abzulösen und zu entfernen. Sie gehen bis gegen 4000 Fuß hoch ins Gebirge, finden sich jedoch vorzüglich an nassen und feuchten Stellen, und sind hauptsächlich Abends und Nachts geschäftig, sich irgend ein Opfer aufzusuchen.

In Gilli-mali trafen wir einen englischen Ingenieur, Mr. Braybrook, der uns aus seiner Vorrathskammer freundlich bewirthete, und mit dem wir bis tief in die Nacht über Ceylon sprachen.

Den nächsten Tag hatten wir den Pik selbst zu besteigen; es ist dies von der Seite, von welcher wir kamen, in so fern ein beschwerliches Unternehmen, als man bis Gilli-mali, unserem letzten Nachtlager, noch nichts an Höhe gewonnen und nun den ganzen über 7000 Fuß hohen Kolos unmittelbar vor sich hat, während man sich bei einem Besteigen von Kandy aus über Neuera-Elia bereits in einer Höhe von mehr als 4000 Fuß befindet, welche zu Wagen erreicht werden kann. Wir brachen um sieben Uhr früh auf und hatten nach anderthalbstündiger Wanderung das letzte Dorf Balahab-a-dullu erreicht, in dessen Buddhatemple sich eine metallene, mit silbernen Rosetten verzierte Platte aufbewahrt befindet, mit welcher zur Zeit der jährlichen Wallfahrt der heilige Fußeindruck überdeckt wird. Auf dem Tische vor der kolossalen

¹ Dschungel (englisch Jungle) wird in ganz Indien ein dickes Sumpfgewächs genannt; daher auch Dschungel-Fieber oder Malaria.

Buddhafigur lagen wie gewöhnlich eine Menge, von den Gläubigen geopfert Blumen; es waren die Blüthenbüschel von *Areca*, *Hibiscus*, *Alamanda*, *Tagetes*; zugleich standen unmittelbar neben der Holzstatue kleine silberne oder hölzerne Figürchen von drei bis vier Zoll Länge. Der Priester zeigte uns auch ein prachtvolles Manuscript von wenigstens 1000 Palmenblättern, auf beiden Seiten eng und zierlich mit singhalesischen Lettern beschrieben, welches dem Tempel angehörte und mit großer Sorgfalt aufbewahrt wurde.

Bei einem einsamen Hause auf dem Wege ließen wir unsere Träger und Führer ihr bescheidenes Mahl einnehmen, welches den strengen Satzungen der Buddhalehre zufolge nur aus vegetabilischer Kost bestand. Auf eine am Boden ausgebreitete Matte sich niederlassend, nahm jeder ein Stück eines grünen Bananenblattes, schüttete etwas von dem mitgeführten Reis mit Tschilli (rothem spanischen Pfeffer) darauf und brachte sodann die einfache Speise mit der Hand in den Mund. Dieses frugale Mahl war bald beendet und wir zogen wieder weiter. Von nun an hatten wir geschlossenen Hochwald, dessen hohes Laubdach angenehme Kühlung und Schatten gewährte. Der Weg führt in ausgewaschenen Gräben rasch so steil aufwärts, daß derselbe einer ununterbrochenen Stiege gleicht, deren Stufen theils von der Natur gebildet, theils von Menschenhänden gelegt erscheinen. Häufig sind sie künstlich in den Felsen eingemeißelt; an einem drohenden Abhang hat ein singhalesischer König vier Treppen von zusammen 250 Stufen in den Felsen einhauen lassen. Sie und da sind auch aus Bambusstangen zusammengebundene Leitern angebracht, auf denen man aufwärts klettert. Der ganze Weg sieht stark benützt und abgetreten aus, die Steine sind meist glatt abgeschliffen. In dem feuchten Schatten des Waldes findet sich eine Fülle herrlicher Farren und Lycopodien, von der Zartheit der Jungermannien bis zum Baumfarren, der mit den Riesen des Waldes wetteifert. Die weniger lichten Stellen schmücken ausgezeichnet schöne Balsaminen, eine Pflanzengattung, die sich hier besonders reich an prachtvollen, eigenthümlich geformten Arten zeigt.

An einer Stelle, *Nihilahellagalla* genannt, steht man nur wenige Schritte abseits vom Wege an einer schroffen Wand vor dem tiefen Abgrund einer Schlucht, die auf der entgegengesetzten Seite sich gleichfalls mit senkrechten Felswänden schließt. Diese Tiefe wurde uns als der gewöhnliche Aufenthalt zahlreicher, wilder Elephanten bezeichnet. Ein Schuß, gegen die gegenüber stehende Felswand abgefeuert, gab ein donnerndes Echo zurück.

Um vier Uhr war der letzte Absatz oder Ruhepunkt erreicht, von dem aus der eigentliche 500 bis 600 Fuß hohe Ke gel steil sich erhebt. Die Nebel, welche den ganzen Tag auf den Höhen hin- und herzogen, lüfteten zuweilen auf einige Augenblicke den Schleier, um uns diese erhabene und berühmte Bergzinne im magischen Dämmerlichte zu zeigen. Unsere eingeborenen Begleiter, deren Zahl mit jedem berührten Orte zugenommen hatte, und nun eine ganze Karawane von 24 bis 30 Personen ausmachte, schienen keine Neigung zu haben weiter zu gehen, sondern wollten am letzten Absatz, in einer Art Schoppen übernachten. Nur unser entschieden ausgesprochener Wille, noch am selben Abend den Gipfel zu besteigen, zwang sie dazu. Es besteht nämlich die Sage, daß Niemand ungestraft wagen dürfe die Nacht auf dem höchsten Punkt des Berges zuzubringen, was allerdings einen natürlichen Grund hat, indem die scharfe Nachtluft bei der vollkommenen Schutzlosigkeit leicht der Gesundheit gefährlich werden kann.

Der letzte Theil des Berges ist dermaßen gäh und beschwerlich, daß alles entbehrliche Gepäck zurückgelassen und nur das nothwendigste mitgenommen wurde. Bis hierher fanden wir Spuren von Elephanten, mitunter so frisch, daß dieselben kaum eine Stunde alt sein konnten. Nach einer Mittheilung des Major Skinner sollen im Jahre 1840 sogar ganz nahe dem Felsen, welcher den geheiligten Fußstapfen trägt, die unverkennbaren Spuren eines solchen Thieres bemerkt worden sein. An den steilsten Punkten waren eiserne Leitern befestigt, auf welchen man emporklettern mußte. Auch zahlreiche angeschmiedete Ketten von jeder Art und Gliederung hingen zu Duzenden rechts und links herab, theils uralt und rostig, theils von neuem Gepräge, da es als ein verdienstliches Werk gilt, dergleichen zur Verhütung von Unglücksfällen anzulegen. Um sechs Uhr war endlich die Spitze erreicht und lohnte mit einer Rundschau von unbeschreiblicher Herrlichkeit. Die Nebel waren größtentheils verschwunden und der schöne heitere Abend gewährte eine unbeschränkte Uebersicht über das ganze Gebirgspanorama zu unseren Füßen bis an das in grauer Ferne verschwindende Meer. In der Richtung von Nordnordwest bis gegen Ost erhob sich in drei immer höher hinter einander aufsteigenden Bergketten das Gebirge bis zum höchsten Punkte der Insel, der hier den Gesichtskreis schließt, den Petrotallegalle, welcher den Adamspik noch um 1000 Fuß an Höhe übertrifft, aber keinen so hervorragenden Punkt besitzt, wie die ausgezeichnete Spitze, auf welcher wir eben standen. Der ganze übrige Umkreis zeigte nur niedere Berge,

die sich mehr und mehr gegen die Küste hin verflachten. Drei Religionen, Buddhisten, Brahmanen und Mohamedaner, begegnen sich hier auf diesem nur wenige Schritte umfassenden Raum, um voll frommer Andacht zur unsichtbaren Gottheit vor diesem sichtbaren Zeichen hinzusinken. Die oberste fast ganz ebene Fläche hat eine unregelmäßig ovale Form von beiläufig 60 bis 70 Fuß Länge und 36 bis 40 Fuß Breite und ist von einer fünf Fuß hohen Mauer mit zwei Eingängen im Westen und Süden umgeben, während ein abgerundeter Fels den nordöstlichen Winkel schließt, derart, daß man leicht darüber hinaussteigen kann. Mitten auf diesem Platze liegt ein Felsblock von 10 bis 11 Fuß Höhe, welcher ganz oben eine Vertiefung trägt, den göttlich verehrten Sri-pada oder heiligen Fußstapfen. Die Anbetung besteht hauptsächlich in Blumenopfern, unter zahllosen Kniebeugungen, Invocationen und Sadoo-Rufen¹ dargebracht. Die eingedrückte Fußspur wird von den Buddhisten dem letzterschienenen Buddha, dem frommen Einsiedler Gautama zugeschrieben, während sie von den Brahmanen für den Fußstapfen Siva's und von den Mohamedanern für jenen Adams gehalten wird, für die Stelle, wo der Urvater des Menschengeschlechtes nach seiner Vertreibung aus dem Paradiese so lange büßend gestanden, bis ihm Gott verziehen hatte.

Diese Vertiefung, in welcher nur die reichste Phantasie den Abdruck eines Fußes zu sehen vermag, ist in einer Länge von fünf und einer Breite von zwei und einem halben Fuß mit einer mehrere Zoll hohen, sechs Zoll breiten, flachen Mörtelschichte in fußähnlicher Form eingefast. Dieselbe stellt an ihrem vorderen Ende eine gerade Linie dar, welche durch ein nach innen gehendes ziemlich dickes, acht bis neun Zoll langes Mörtelleistchen künstlich fünf Behen bildet, wovon die große rechts, östlich liegt, daher den Abdruck des linken Fußes zeigt. Am Fersenende ist die Mörtelleiste etwas verengt und zugerundet. Ueber das Ganze ist ein hölzerner offener Tempel mit Balustraden errichtet, welcher mit eisernen Ketten an den Felsen und die im Nordwest außerhalb der Mauer stehenden Rhododendronbäume befestigt ist, um von den Stürmen, welche zuweilen auf diesem hohen freien Punkte wüthen, nicht fortgerissen zu werden. Die Ketten, so wie mehrere am Tempel aufgerichtete Stangen waren dicht mit auf Leinwand gedruckten ausgeschnittenen Buddhafiguren behängt, welche, von den Wallfahrern geopfert, vom Wetter gebleicht im Winde flatterten. An der Vorderseite des hölzernen Baues ist ein

¹ Sprich Sadu, d. h. Amen!

vorspringendes Dach angebracht, das eine darunter stehende Bank beschattet, auf welcher mehrere Träger, die unser unheiliges Betreten und Abmessen des Fußstapfens mit Entsetzen erfüllte, als sie sich unbemerkt glaubten, ihre Blumenopfer spendeten, und andachtsvoll in die Kniee sanken. An der westlichen Seite befanden sich unter einem eigenen kleinen Dache zwei Glocken, und außerdem auf dem Felsen selbst noch weiter rückwärts ein kleiner Tempel. Hart an dem Felsblock, noch innerhalb der Einfriedung, ist ein Häuschen von 12 Fuß Länge und 6 Fuß Breite errichtet, den fungirenden Priestern während der Pilgerzeit zur Nachtruhe dienend,¹ in dem auch wir unser Lager aufschlugen. Da drang plötzlich durch die lautlose Stille der Nacht aus der Tiefe ein wirrer Lärm herauf, aus dem sich deutlich menschliche Stimmen erkennen ließen. Die Seltsamkeit dieser Erscheinung brachte eine gewisse Aufregung unter unseren abergläubischen, Gespenster witternden Begleitern hervor, da es niemals geschieht, daß Fremde die Besteigung des Piks zur Nachtzeit unternehmen, indem dieselbe schon bei Tag der Mühsale so viele bietet. Allmählig gewahrte man eine Anzahl Fackeln, von Eingeborenen getragen, welche unter fortwährendem Geplauder sich anschiekten die Leitern langsam heraufzuklettern. Auf die Zurufe unserer Begleiter gaben sie keine Antwort; man mußte also in großer Spannung warten, bis der erste Fackelträger den Gipfel erreicht hatte, um Aufklärung über diesen mysteriösen nächtlichen Besuch zu erlangen. Wie groß und freudig war aber unsere Ueberraschung, als wir uns plötzlich von einer reichen Auswahl von Speisen und Weinen umgeben sahen, welche uns die unbegrenzte Gastfreundschaft des Herrn Moohart durch die vermeintlichen Gespenster in großen Körben mit seiner Visittkarte auf die Höhe des Adamspik nachgeschickt hatte. Bald loderte ein Kochfeuer lustig empor, um Thee und Speisen zu bereiten, und beim Genuße eines köstlichen Ambiffes gedachten wir dankbar des aufmerksamen Gebers.

Dieses Schweigen ruhte nun wieder auf der ganzen Natur rings umher, kein Laut irgend eines Thieres drang herauf in die Höhe, kein Ton eines Insectes unterbrach die feierliche Stille. Unsere Kulies lagen, vor der kalten Nachtlust Schutz suchend, um das erlöschende Feuer herum, zusammengekauert. Ein Theil derselben hatte sich in ein zweites, zwanzig Schritte unter dem

¹ Die trockene Saison an der Südwestseite der Insel vom Jänner bis zum April ist zugleich die übliche Wallfahrtszeit. Am Ende derselben wird der ganze Betrag an Opfern, welcher jährlich durchschnittlich die Summe von 250 bis 300 Pfund Sterling ausmachen soll, dem Oberpriester der Buddhisten übergeben.

Gipfel errichtetes Priester-Nasthaus begeben, nach welchem auch wir endlich, vor der immer empfindlicher werdenden Temperatur, welche bis auf 12.5 Grad C. sank, flüchteten, um daselbst, fest in unsere Decken gehüllt, auf hartem Felsenlager hingestreckt, den Morgen zu erwarten.

Der erste Schimmer der Morgendämmerung traf uns wieder im Freien, in der Betrachtung des wundervollen Naturbildes. Wir hatten von Ratnapura aus an neun verschiedenen Stationen Barometer- und Thermometer-Beobachtungen zum Zwecke von Höhenbestimmungen ausgeführt, und diese Stationen nach Möglichkeit derart gewählt, daß dadurch gewisse Vegetationsgrenzen bezeichnet erscheinen, welche an der Steilseite des Piks zum Theil außerordentlich scharf ausgeprägt sind. Diese Reihe von Beobachtungen, mit welchen zugleich solche über Boden- und Quellentemperaturen verbunden wurden, sollen mit den Resultaten früherer wissenschaftlichen Reisenden nach dem Adamspik zusammengestellt, an einer andern Stelle veröffentlicht werden. Die geologischen Verhältnisse am Gebirgsstock des Adamspik, so weit die dichte Urwaldbedeckung dieselben erkennen läßt, sind außerordentlich einfach und einförmig. Die Hauptrichtung der hohen, durch flache plateauförmige Einsenkungen getrennten Gebirgsketten im südlichen Ceylon, von Südsüdost nach Nordnordwest, ist zugleich die Hauptrichtung der Gneißschichten, welche diese Gebirge zusammensetzen. Der Gneiß ist durchaus ein Oligoklasgneiß mit Granaten, zwischen dessen Schichten einzelne Bänke von Hornblendegneiß und reinem Hornblendeschiefer und eben so von Granulitgneiß und reinem Granulit lagern. Der letzte steile Felskegel des Piks besteht aus einem sehr granatreichen Granulitgneiß von abwechselnd gröberem und feinerem Korn. Allenthalben, selbst bis zu den höchsten Gebirgshöhen, ist der Gneiß an der Oberfläche zu lateritähnlichen Producten zerseht. Die großen Brauneisensteinblöcke aber, denen man nahe des obersten Gipfels des Piks, im Hohlweg, in welchem man aufsteigt, begegnet, verdanken ihren Ursprung der Zersezung der Hornblendegesteine.

Nachdem die interessantesten Beobachtungen, Messungen und Zeichnungen am Gipfel eines der merkwürdigsten Punkte der Erde beendet waren, traten wir wieder den Rückweg nach Gilli-mali an, das spät des Nachts erreicht wurde. Hier fanden wir bei unserem freundlichen Wirth, Herrn Braybrook, einen neuen Gast, welcher den nächsten Tag ebenfalls den Adamspik besteigen wollte. Es war der bekannte russische Graf Medem, welcher die

alte und neue Welt vielfach durchzogen hatte und eben wieder auf einer Reise nach China begriffen war.¹ Der nächste Tag brachte uns nach Ratnapura, von wo aus die Reise auf dem Kallu-Ganga oder schwarzen Flusse bis Caltura zurückgelegt wurde.

Unser Boot bestand aus zwei ausgehöhlten mit einander verbundenen Baumstämmen, über welche ein halbrundes mit den Blättern von *Borassus flabelliformis* gedecktes Dach gebaut war, unter dem man, vor der Sonne geschützt, bequem sitzen oder liegen mochte. Da die täglich von Colombo nach Caltura passirende Postkutsche bereits voll war, so mußten wir uns, um nach Galle weiter reisen zu können, eines einheimischen Fuhrwerkes, eines



R. WAI DHEIM* X. A. WIEN.

Wakewalla bei Point de Galle.

sogenannten Bullock-Bandy bedienen. Dasselbe besteht in einem zweirädrigen Ochsenkarren mit halbrundem Dach aus Palmenblättern, unter dem der Länge nach ausgestreckt zwei Personen knapp neben einander liegen können. Die Ochsen, von der Race mit Fethöcker und gerade aufsteigenden Hörnern, sind klein, laufen einen schnellen, jedoch nicht lange anhaltenden Trab, und erscheinen über den ganzen Körper mit singhalesischen Schriftzeichen und Bierathen tätowirt. Die Hörner sind gewöhnlich mit metallenen Spitzen verziert, und häufig das eine Horn roth, das andere grün bemalt. Der Querbalken der Deichsel liegt als Joch auf dem Nacken befestigt, während der Leitstrick durch

¹ Graf Medem starb im Jahre darauf in Shanghai.

die Nase geht. Der Kutscher schreitet entweder zwischen beiden Ochsen einher oder sitzt rückwärts auf der Deichselstange. Die Fortbewegung mit diesem nationalen Fuhrwerke ist eine so langsame, daß uns auch die am nächsten Tage von Colombo abgegangene Postkutsche noch weit vor unserem Ziele überholte und wir mit Mühe noch in Galle mit dem Ueberlandsdampfer zusammentrafen, der uns nach Madras bringen sollte.“ —

Am 16. Jänner früh um sechs Uhr setzte die *Novara* mit leichter Landbrise von der Rhede von Galle unter Segel und steuerte südlich, um die Baffes oder Baros zu vermeiden, jene vielberüchtigten felsigen Untiefen, angeblich die Reste der vom Meere verschlungenen Insel Giri, welche bei der herrschenden starken Strömung die größte Vorsicht erheischen, um nicht gegen dieselben getrieben zu werden.¹

Noch am Abend vor unserer Abreise hatte der Hamburger Consul beim Expeditionscommando um die Gunst nachgesucht, einen Berliner, Namens Neupert, am Bord der Fregatte eine freie Passage nach Madras bewilligen zu wollen. Derselbe war vor längerer Zeit mit einer Seiltänzergesellschaft nach Ceylon gekommen, hatte sich anfänglich trotz der gefährlichen Concurrency indischer Jongleurs als Akrobat und Gaukler ziemlich viel Geld verdient, verlor aber später Alles wieder, und befand sich nun schon seit Wochen in der erbarmungswürdigsten Lage. Das Ansuchen wurde mit Vergnügen gewährt, und Neupert schiffte sich noch in der Nacht ein. Sein Gepäck machte ihm nicht viel zu schaffen. Obschon ihm der größte Theil seiner Habseligkeiten in Galle entwendet worden war, blieb er jedoch glücklicher Weise noch im Besiz seines Gaukleranzuges und seiner Productionsgeräthe, und versprach nun, voll Dankgefühl für die bewilligte freie Fahrt, im Laufe derselben am Deck Beweise von seiner gymnastischen Fertigkeit geben zu wollen. Und in der That gab er eines Nachmittags bei ruhigem Wetter auf offener See eine Production, bei der sich nicht bloß die auf den Wanten gruppirten Matrosen köstlich unterhielten, sondern welche auch in Folge einer angestellten Sammlung dem Berliner Akrobaten genug Barschaft eintrug, um die ersten Wochen nach seiner Ankunft in Madras sorgenfrei leben und sich um einen neuen Erwerb umsehen zu können.

¹ Ein neuerlicher Versuch, auf den Baffes einen Leuchthurm zu errichten, mißlang, indem der Boden noch während der Untersuchung der Arbeiter einsank, und tiefe mit Wasser gefüllte Höhlen zurücließ, in welchen nach der Aussage der Fischer außer Fischen und Mollusken, auch Seeschlangen von lichtgrauer Farbe und 4 bis 5 Fuß Länge zum Vorschein gekommen sein sollen.

Wenige Tage nach unserer Abfahrt von Galle kamen mehrere Fälle von Hemeralopie oder Nachtblindheit vor, und zwar größtentheils an Individuen von der Musikbande. Jeden Abend bei eintretender Dunkelheit verloren dieselben das Sehvermögen und mußten wie Blinde geführt werden. Noch in Wien hatten uns mehrere Aerzte empfohlen, zur Bestätigung oder Widerlegung des Volksglaubens gegen diese Krankheitserscheinung den Gebrauch von gekochter Ochsenleber zu versuchen, und da eben einer der in Ceylon am Bord genommenen Ochsen geschlachtet worden war, so konnte sogleich der gewünschte Versuch angestellt werden, der sich auch in der That als erfolgreich erwies. Ein anderes Mal wurden mehrere Hemeralopische durch gekochte Schweinsleber, die man ihnen zu essen gab und deren Wasserdampf man über ihre Augen streichen ließ, geheilt. Die überzeugendste Probe von der Wirksamkeit der Rindsleber gegen Nachtblindheit erlebten wir aber auf der Rückreise, wo gegen zwanzig Hemeralopische nach vielmaligen Rückfällen während der Reise von Valparaiso nach Gibraltar in letzterem Hafen mit Ochsenleber behandelt wurden und dauernd genesen.¹

Die Fahrt von Ceylon nach Madras war im Ganzen einförmig und interesselos, einen einzigen Moment abgerechnet, den wohl jeder, der sich an Bord befand, zeitlebens nicht vergessen wird. Am 22.änner Nachmittags gegen halb vier Uhr ertönte plötzlich vom Corridor herauf der unheimliche Ruf: Feuer! Feuer! Alles stürzte in großer Aufregung auf Deck. Es verlautete, eine nicht unbedeutende Quantität von absolutem Alkohol, welcher zu naturhistorischen Zwecken im Raume aufbewahrt wurde, habe durch unbekannte Veranlassung Feuer gefangen. Sogleich wurden die Wasserpumpen bemannt, die Segel aufgegeit, alle Stückpforten geschlossen, um jeden Luftzug möglichst abzusperren, und sämtliche Hängematten der Mannschaft aus den Finknezen, in welchen sie Tags über gestaut sind, auf Deck geworfen, um ins Meerwasser getaucht und in diesem nassen Zustande theils als Löschmittel, theils als Schutz gegen die weitere Verbreitung des Feuers verwendet zu werden. Binnen weniger als einer Viertelstunde war die Hauptgefahr vorüber, und trotz der erst so furchtbaren Aufregung die gewöhnliche Ruhe wieder zurückgekehrt. Bei einer genaueren Untersuchung zeigten sich mehrere von den

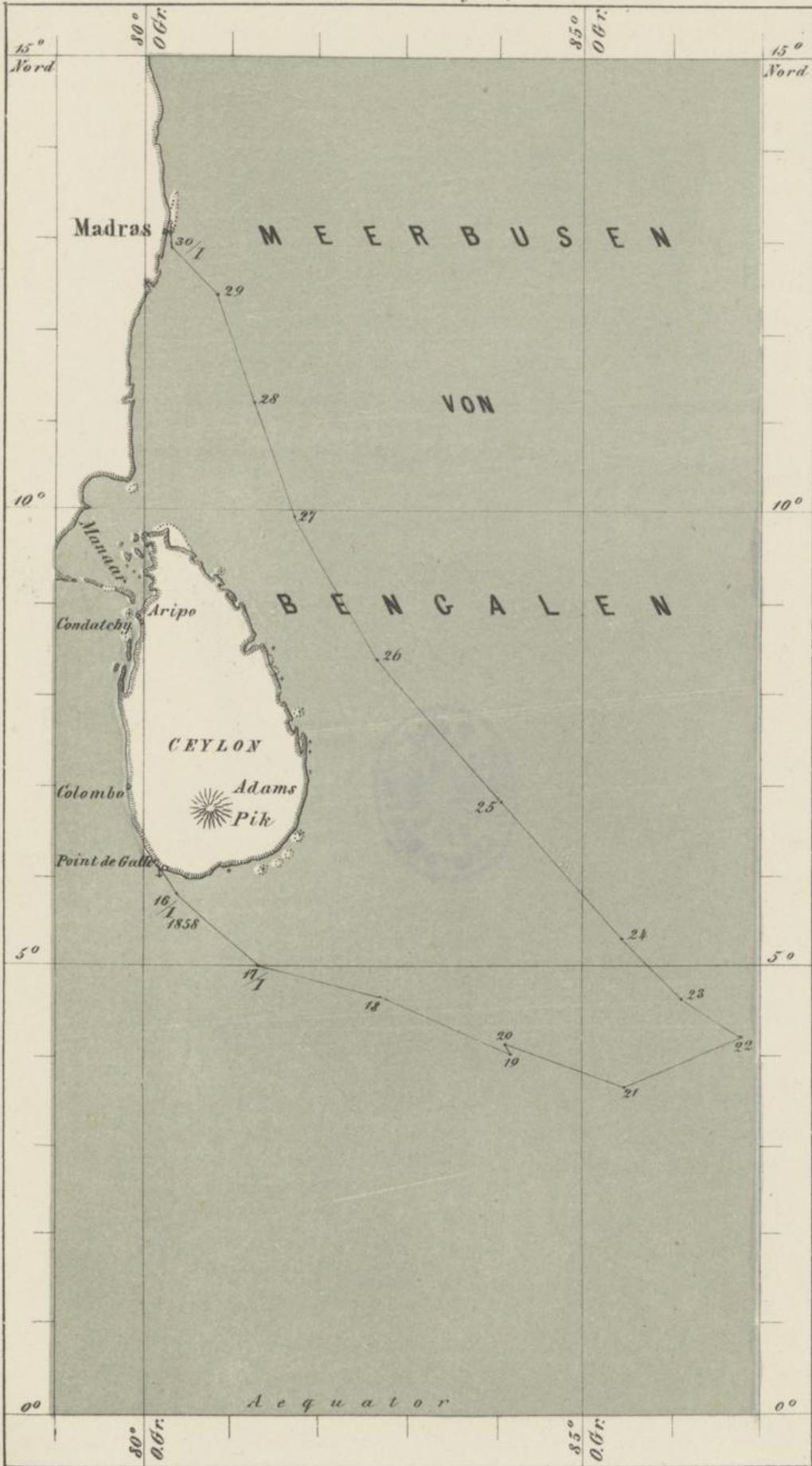
¹ Während der ganzen Erdumseglung kamen am Bord 75 Fälle von Hemeralopie vor; die meisten, gegen 60, während der Reise vom Cap Horn nach Gibraltar. Die übrigen vereinzelt bei Rio, Ceylon, auf den Rifobaren und auf der Reise von China nach Sidney.

im Raume in einer eisernen Kiste zwischen Sand aufbewahrten, mit Weingeist gefüllten Blechgefäßen vom Rost durchfressen, während ihr im Sande versieckter Inhalt zugleich die Luft stark mit Gas gesättigt hatte. Durch das unvorsichtige Hinzutreten eines Matrosen mit einer schlecht verschlossenen Laterne entzündete sich diese alkoholisirte Luft und die momentane helle Flamme, welche ihm aus dem engen Raume entgegenloderte, veranlaßte den Schreckensruf. Die vollen Blechgefäße in der Kiste waren gar nicht von der Flamme ergriffen worden. Wäre dies der Fall gewesen und die ganze Spiritusmenge (gegen drei Eimer) in Brand gerathen, so dürfte allerdings bei der ungeheuren Quantität brennbaren Stoffes, welche wir an Bord hatten, darunter allein gegen 30.000 Pfund Schießpulver, der Ausgang ein minder günstiger gewesen sein. Wahrhaft bewunderungswürdig war die außerordentliche, blitzschnelle Thätigkeit, welche die Mannschaft bei diesem Anlasse entwickelte. Jeder Einzelne schien besüßelt. Es war ein edler Wettstreit fremdes und eigenes Leben aus so grauenregender Gefahr zu retten.

Am 30. Jänner nach sieben Uhr Abends ankerten wir in der ihrer großen Unsicherheit wegen so berühmten Rhede von Madras, ungefähr drei Seemeilen vom Ufer entfernt, in neun Faden Grund. Selbst beim ruhigsten Wetter schlägt hier eine furchtbare Brandung an die Küste und vom October bis December, wo heftige Nordostwinde vorherrschen, soll dieselbe häufig ganz unnahbar sein. Aus diesem Grunde wird auch, sobald der Wind für die Schiffe in der Rhede in drohender Weise zunimmt, der Barometer fällt und ein Orkan zu erwarten steht, an einem eigenen Flaggenstocke am Master attendant's office eine Flagge gehißt, um sich segelbereit zu halten. Beim zweiten Signal sollen alle Schiffe, wegen der Gefahr, durch den Sturm und die wüthende Brandung ans Ufer geschleudert zu werden, die Rhede verlassen. Merkwürdig ist, daß die über Madras ziehenden Orkane immer nahezu die nämlichen Bahnen befolgen, derart, daß die unter Segel setzenden Schiffe, wenn sie zuerst einen südlichen Cours nehmen, mit der Drehung des Windes, fast ohne die Segelstellung zu verändern, nach etwa sechs Tagen wieder an den Abfahrtspunkt zurückzukehren vermögen.

Als wir uns dem Hafen näherten, hörten wir aus der Stadt den Lärm von Pelotonfeuer und Kanonensalven, was unter den herrschenden kriegerischen Verhältnissen in Indien die Vermuthung auftauchen ließ, auch die Bevölkerung der Koromandalküste befinde sich gegen die Engländer in

VI. Von Point de Galle (Ceylon) nach Madras.



Aufruhr. Doch erfuhren wir später, daß Flinten- und Kanonenschüsse von den am nahen Exercirplaze aufgestellten Truppen herrührten, welche ihren von der Parade heimkehrenden General durch eine Anzahl von Salven ehrten. In ähnlicher Täuschung befand sich Tags darauf die europäische Bevölkerung von Madras über unsere Salutschüsse, welche sie, gerade im Bethause zur Sabbathfeier versammelt, gleichfalls von einer minder friedlichen und freudigen Bedeutung hielt, und eine Revolte im Anzuge glaubend, größtentheils ängstlich nach Hause eilte.



K.A. BEAUCHOPEL L.I.J.

Rattamaran.